

Hans-Georg Tankiewicz

Das Titelbild zeigt in einem Aquarell vom Kölner Architekt und Maurermeister Anton Meder (Düsseldorf um 1861) die am 9. November 1938 in der Reichspogromnacht zerstörte Synagoge Glockengasse von Nordosten.

Die Synagoge, die auf dem Grundstück des zu Beginn des 19. Jahrhunderts säkularisierten Klarissenklosters (Maria im Tempel) im Maurischen Stil nach Plänen Ernst Friedrich Zwirners (1802-1861) errichtet wurde, entstand zwischen 1857 und 1861. Die Leitung der Ausführung des Synagogenbaus wurde vom Dombaumeister allerdings dem schon genannten Maler übertragen.

Der Bau zeichnete sich durch einen quadratischen Körper mit einer Kuppel über Vierung aus. Die Synagoge gilt als eines der frühesten Beispiele für einen überkuppelten Zentralbau über einem griechischen Kreuz (Kreuz mit vier gleich langen Seiten, die im rechten Winkel zueinander stehen). Die Nordwand wird durch einen Mittelrisalit mit vier größeren Minaretten gegliedert, davor befindet sich eine niedrigere Vorhalle, auch mit Minaretten geschmückt, sechs an der Zahl und wesentlich zierlicher.

Für die Innenausstattung zeichneten der Stuckateur Josef Hartzheim, der Maler Peter Friedrich, der Glasmaler Graß, der Bildhauer Stephan und der Hofsticker Heimerdinger verantwortlich.

Ermöglicht wurde der Bau der Synagoge durch den Kölner Bankier Abraham Oppenheim (1804-1978), der 600.000 Taler spendete.

Es handelt sich hier um den Nachfolger jener Synagoge, an der der Vater von Jacques Offenbach (1819-1880) das Amt des Kantors ausgeübt hatte.

Nur sechs Jahre nach ihrer Eröffnung brannte die Synagoge 1867 aus, sie wurde dann nach alten Plänen rekonstruiert. Heute erinnert eine Bronzetafel an der Fassade des Opernhauses an den ehemaligen Standort der Synagoge.

Wer Genaueres über die Synagoge erfahren möchte, dem sei ein Beitrag unseres Mitautors Dr. Helmut Fußbroich empfohlen: „Kölns vergessene Zierde. Die Synagoge in der Glockengasse zu Cöln 1861-1939. In: Beiträge zur rheinisch-jüdischen Geschichte. Heft 2. 2012. S 5ff. Als pdf-Datei ist der Aufsatz leicht zugänglich unter:

<https://miquafreunde.files.wordpress.com/2020/04/beitrc3a4ge-zur-rheinisch-jc3bcdischen-geschichte-heft-2.pdf>

„Wir Juden in Deutschland wollen uns schon seit Langem nicht mehr nur über unsere schlimme Geschichte definieren, sondern wünschen uns, unsere nichtjüdische Umwelt an unserem reichhaltigen und interessanten Leben teilhaben zu lassen. Wir möchten wieder an Kultur, Wissenschaft, Sport und Politik normalen Anteil nehmen. So normal, dass die Polizeiwagen vor den Türen unserer Einrichtungen überflüssig sind.“

Aus: Rede Abraham Lehrer, Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland und Mitglied des Vorstands der Synagogen-Gemeinde Kölns (Gedenkort Deportationslager Müngersdorf, S. 13)

Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, antwortet in der SZ v. 10.2.2021 auf die Frage: Welche Hoffnungen verbinden Sie mit den aktuellen Feierlichkeiten zu 1700 Jahren jüdischem Leben in Deutschland, die Sie mit initiiert haben?

„Die meisten Deutschen kennen persönlich gar keine Juden, diese machen ja nur etwa 0,2 Prozent der Bevölkerung aus. Judentum wird im Unterricht häufig nur in Verbindung mit den Jahren der Verfolgung 1933 bis 1945 vermittelt. Das Judentum hat so viel zu bieten. Deswegen ist es wunderbar, einmal aufzuzeigen, dass es jüdisches Leben auf dem Gebiet Deutschlands schon weit vor der Schoa gab - erstmals urkundlich belegt vor 1700 Jahren in Köln - und auch seit 1945 wieder gibt. Ich würde die positiven Dinge des Judentums, jüdische Feiertage, jüdische Traditionen und Werte, jüdisches Leben viel mehr in den Mittelpunkt stellen. Ich hoffe, es gelingt, in diesem Festjahr zu vermitteln, dass jüdisches Leben etwas Selbstverständliches auf deutschem Boden ist.“

Dieses Zusatzheft nimmt nicht für sich in Anspruch, in erschöpfendem Maße über das Judentum zu informieren. Der Zentralrat der Juden in Deutschland bietet auf seiner Homepage die Möglichkeit, sich nicht nur über jüdische Feiertage, sondern auch über die traditionellen Riten und Gebräuche aber auch über die Symbole des Judentums zu informieren:

Zentralrat der Juden in Deutschland
<https://www.zentralratderjuden.de/judentum/feiertage/>
<https://www.zentralratderjuden.de/judentum/riten-und-gebraeuche/>
<https://www.zentralratderjuden.de/judentum/symbole/>

2	Zum Titelbild
4	Vorwort der Redaktion von KuF
6	Grußwort von Prof. Dr. Jürgen Wilhelm, Vorsitzender der Kölnischen Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
6	1700 Jahre jüdisches Leben in Köln - Im Anfang war ... von Dr. Helmut Fußbroich
18	„Judensau“, Judenprivileg und mehr - Zeugnisse jüdischer Geschichte im Kölner Dom von Dr. Joachim Oepen
21	„Ewiges Haus“ - „Haus des Lebens“ von Hans-Georg Tankiewicz
23	„Haus des ewigen Lebens“: Deutz - Mülheim von Hans-Georg Tankiewicz
25	„Du bes Oppenheim und Cie“ - „Redlichkeit, Eintracht, Fleiß“ von Hans-Georg Tankiewicz
28	Vater und Sohn Tietz - die „Kaufhaus-Könige“ von Hans-Georg Tankiewicz
	Die Juden Kölns im Nationalsozialismus
31	„David“ (9. November 1938) von Rolly, Benjamin und Stephan Brings
34	Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf - Auszüge aus der Rede von Dr. Werner Jung (Direktor NS-Dok)
	Die Juden Kölns im Karneval
35	Zur Geschichte der Kölner Juden im Karneval von Dr. Marcus Leifeld
39	Shalom-Alaaf von Brings
39	Kippa-Köpp von Aaron Knapstein
	Jüdische Präsenz im Stadtleben
40	Makkabi chai! - Makkabi lebt! TuS Makkabi Köln e.V. von Hans-Georg Tankiewicz
42	Martin-Buber-Institut für Judaistik und Germania Judaica von Hans-Georg Tankiewicz
43	Rathauskomplex und Judenviertel: „inter iudeos“ - Warum das Jüdische Museum unverzichtbar ist von Prof. Dr. Hiltrud Kier
48	Die Anfänge der Partnerschaft zwischen Köln und Tel Aviv von Heribert Schüller u. Monika Möller
50	Verzeichnis der Gastautoren
51	Bildverzeichnis
51	Impressum

Die Redaktion

Zugegeben, 1700 Jahre sind eine lange Zeit und die Aktionen und Feiern zum Gedenken an die ereignisreiche und denkwürdige Geschichte der Juden in Köln im Jahr 2021 sind zahlreich und vielfältig. Da mag so mancher sich denken, was soll denn in dieser illustren Gesellschaft von Festakten, Denkschriften usw. ein Zusatzheft des Heimatvereins Alt-Köln?

Die Redaktion und der Heimatverein Alt-Köln hoffen mit dem eingangs zitierten Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden Abraham Lehrer, dass nicht allein in der Domstadt die von ihm aufgeführten Bedingungen Wirklichkeit werden. Vielleicht kann dieses Heft bei der Umsetzung mitwirken. Schließlich ermöglichte dieses Edikt, das Gesetzeskraft erhielt, Juden in Köln nicht allein an der „curia“, an der stimmberechtigten Bürgerschaft der Stadt, teilzunehmen, sondern es wurde und ist - wie Abraham Lehrer in seiner Ansprache zur Eröffnung des Jubiläumjahres am 21.2.21 in der Synagoge an der Roonstraße hervorhob - ein „Eckpfeiler ihrer Geschichte in der Diaspora“.

Wir möchten mit unserem Zusatzheft in erster Linie zum Ausdruck bringen, dass wir den Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Geschichte und der Entwicklung der Stadt - links und rechts des Rheins - für genauso beachtens- und bemerkenswert halten, wie wir dies im Hinblick auf die anderen Institutionen und Faktoren getan haben und immer noch tun: sei es der Einfluss der Kirche - nicht nur der katholischen -, der Einfluss der Geschlechter - vorzugsweise im Mittelalter und der frühen Neuzeit, des Rates der Stadt, anderer Nationen - nicht allein der französischen -, der Parteien und ihrer Honoratioren seit dem 19. Jahrhundert, um nur einige zu nennen.

Deutlich wird an der Zahl der Jahre, dass die Tradition der jüdischen Beteiligung am Stadtleben eine Art Kontinuum dargestellt hat, wenngleich man mit Dr. Helmut Fußbroich und Dr. Joachim Oepen konstatieren muss, dass neben der „Anerkennung“ oder gar „Privilegierung“ in vielen Fällen nicht nur „Schutz“ von geistlichen oder auch weltlichen Mächten angesichts vielfältiger „Pogrome“ das Leben der Juden in Köln prägten.

Wir möchten mit diesem Zusatzheft unseren Mitgliedern vor allem die Differenziertheit des Lebens der Juden in der kölschen „Heimat“ vor Augen führen, wobei wir uns der Tatsache bewusst sind, dass hier kein alle Facetten umfassendes Bild gezeichnet werden kann. Wir glauben aber wohl, dass wir angesichts der Situation und der aktuellen Diskussion sensibilisieren können:

1. Für das auf dem Gelände des ehemaligen Judenviertels im Dunstkreis des Rathauses entstehenden Museums „MiQua. LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln“, das in enger Kooperation zwischen Landschaftsverband Rheinland (LVR) und der Stadt Köln entsteht, wie die symbolische Grundsteinlegung am 28. Juni 2018 mit Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident Armin Laschet, Kölns Oberbürgermeisterin Henriette Reker und

Prof. Dr. Jürgen Wilhelm, 1. Stellvertretender Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland zeigt. Die Eröffnung ist laut KStA v. 9.3.2021 für 2025 vorgesehen.

2. Für den leider auch in Köln in jüngster Zeit immer wieder aufflammenden Antisemitismus, wie der Flyer „Du Jude!“ nahelegt, der auf die Wanderausstellung gegen Antisemitismus aufmerksam macht, die von der Kölnischen Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit entworfen worden ist.

„inter iudeos - Das Jüdische Museum in Köln“ so lautete am 19. März 2013 ein Vortrag von Prof. Dr. Hiltrud Kier, die den meisten Kölnerinnen und Kölner als einstige Stadtkonservatorin noch in bester Erinnerung ist und bereits seit 1976 Mitglied im Heimatverein Alt-Köln ist, im EL-DE-Haus im NS-DOK, zu einer Zeit als noch sehr kontrovers über eine „Realisierung des neuen Museumsensembles Archäologische Zone / Jüdisches Museum“ in der Domstadt debattiert wurde. Veröffentlicht wurde der durch zahlreiche Bilder veranschaulichte Text von Frau Prof. Dr. Kier im EL-DE-Info Nr. 44 - Sonderausgabe April 2013 und ist so immer noch leicht zugänglich. In der Veröffentlichung ist er überschrieben mit der Feststellung „Warum das Jüdische Museum Köln unverzichtbar ist“. Zitiert sei hier nur eine Passage aus dem abschließenden Teil des Vortrages:

„In jedem Fall wird nicht nur die zu besichtigende Ausgrabungszone einen besonderen Höhepunkt kölnischer Kulturangebote darstellen, sondern auch der darüber errichtete „Schutzbau“ von Wandel, Höfer, Lorch und Hirsch eine in Köln durchaus seltene architektonische Qualität bringen - und dies an einem Ort, der v.a. durch die Renaissance-Laube höchste Ansprüche stellt. In diesem neuen Bau kann im wahrsten Sinne des Wortes „Inter iudeos“ die jüdische Geschichte und Kultur dargestellt werden und er wird zusätzlich die Chance bieten, dass Köln einen Ort hat, an dem es seine so beliebte und sprichwörtliche Toleranz mit Minderheiten diskutieren kann.“

Besser kann man auch heute die Aufgabe eines Jüdischen Museums in Köln nicht formulieren. Der o.a. Vortrag ist aber darüber hinaus jedem Interessierten ans Herz gelegt, der auf anschauliche Weise mehr über die kulturgeschichtlich spannende Entwicklung des Kölner Rathauses im Umfeld des ehemaligen jüdischen Wohnviertels erfahren möchte.

Zum besseren Verständnis des Titels: Die lateinische Formel leitet sich ab von der frühesten Erwähnung eines „domus civium“ - eines Hauses der Bürger („Rathaus“) - in der Mitte des 12. Jahrhunderts, das - wie Frau Prof. Dr. Kier ausführt - „1149 ausdrücklich ins Judenviertel (domus civium inter iudeos sita' / , ein Haus der Bürger, das im Judenviertel liegt) lokalisiert wird“. Auch wenn es Spekulation bleibt, ob schon in römischer Zeit, also nach der ersten Erwähnung der Juden in Köln 321 unter Konstantin oder gar noch früher, an dieser Stelle Synagoge und jüdisches Wohnviertel gelegen haben, wird deutlich, dass die Juden für die Identität der Stadt unverzichtbar sind, denn Identität meint u.a. das, was etwas im Kern ausmacht, aber auch, was es von anderen unterscheidet.

Kurz vor Drucklegung dieses Zusatzheftes zu „KuF 2021“ wurde am 3. März in der „Alten Synagoge - Haus jüdischer Kultur“ in Essen eine Wanderausstellung, „Menschen, Bilder, Orte - 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“, als Beitrag zum Festjahr 2021 „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ eröffnet (dort geplant bis zum 27.4.21). Sie soll im „LVR-Landeshaus“ vom 2.7. bis 12.8. auch in Köln zu sehen sein. Für ganz Ungeduldige bzw. Urlaubende sei auf weitere Ausstellungsorte im Vorfeld und danach verwiesen: LWL-Landeshaus, Münster, 6. 5. - 25. 6. 2021, LVR-Niederrheinmuseum, Wesel, 18. 8. - 15. 10. 2021 und Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Dortmund, 24. 10. - 12. 12. 2021.

Konzipiert und kuratiert wurde die Ausstellung, die die Geschichte und Geistesgeschichte des Judentums in Deutschland - mit Schwerpunkt Rheinland und Westfalen - verfolgt vom Jüdischen Museum Köln MiQua. So führte auch Dr. Thomas Otten - Direktor des MiQua. LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln - in die Ausstellung ein, er wurde dabei unterstützt von Dr. Christiane Twiehaus, die die Abteilung „Jüdische Geschichte und Kultur im MiQua“ leitet. Die interaktive Wanderausstellung besteht aus vier begehbaren Kuben, die sich in die Themen „Recht und Unrecht“, „Leben und Miteinander“, „Religion und Geistesgeschichte“, „Kunst und Kultur“ gliedern. In kurzen Filmen werden z.B. virtuell geschaffene Ansichten jüdischer Stadtviertel gezeigt.

Kurz darauf vermeldete die Kölner Presse (KStA v. 11.3.21), dass im Rahmen der 1700-Jahr-Feier der älteste schriftliche Beleg für jüdisches Leben nach Köln kommt. Die Vatikanische Bibliothek stellt leihweise zwei Blätter aus dem Codex Theodosianus (6. Jh.), die das Dekret von 321 dokumentieren, zur Verfügung, so dass es im September wohl im Museum St. Kolumba, Kunstmuseum des Erzbistums Köln, der Öffentlichkeit zugänglich ist. Bei dem o.a. Codes handelt es sich um jene spätantike Gesetzessammlung, die der oströmische Kaiser Theodosius II. gemeinsam mit dem weströmischen Kaiser Valentinian III. (425-455) in Auftrag gab, um die römischen Gesetze seit 312 zusammenzustellen.

Dieses Zusatzheft ist aber auch der Dank des Heimatvereins Alt-Köln an seine Mitglieder, die ihm auch in diesen Zeiten die Treue halten, in der viele unserer Veranstaltungen der Corona-Pandemie zum Opfer fallen mussten. Es wird neben den quartalsmäßig erscheinenden regulären Heften zugestellt werden.

Seit mehr als 60 Jahren aktiv für Demokratie, gegen Antisemitismus und Rassismus: Die Kölnische Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Prof. Dr. Jürgen Wilhelm, Vorsitzender

Das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ muss dazu genutzt werden, mit vereinten Kräften in Politik, Wirtschaft und Kultur breitenwirksam auf gegenwärtiges lebendiges jüdisches Leben mitten unter uns aufmerksam zu machen. Und dies nicht nur in Köln, hier jedoch in besonderem Maße, denn das Dekret Kaiser Konstantins aus dem Jahr 321 begründet 1700 Jahre später für unsere Stadt das entscheidende Datum für einen Beweis jüdischen Lebens hier in der römischen Stadt Köln, ja es handelt sich sogar um die früheste urkundliche Erwähnung nördlich der Alpen. Daher ist zu hoffen, dass dieses Jubiläum von der Kölner Kulturszene und Zivilgesellschaft wahrgenommen und aktiv aufgegriffen wird, wie beispielhaft die Broschüre „Krone un Flamme“ dies vorbildlich tut. Ziel muss es sein, den Blick dafür zu schärfen, dass jüdisches Leben mehr ist als die zweifelsfrei notwendige Erinnerung an den Holocaust, aber eben auch mehr als gegenwärtiger Antisemitismus. Denn eine Auseinandersetzung mit Judentum findet zumeist nur indirekt statt und bleibt einem relativ kleinen Kreis an Interessierten vorbehalten. Daher muss neben der Auseinandersetzung mit dem grassierenden und offenbar unausrottbar dummen und gefährlichen Antisemitismus das überaus facettenreiche jüdische Leben treten. Das sowohl eigenständige als auch integrierte Leben jüdischer Menschen ist gesellschaftlich zu beachten, wertzuschätzen und in den verschiedenen Kontexten unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens zu vergegenwärtigen. Wir sehen vor allem in der Sichtbarmachung der Diversität jüdischen Lebens in Schule, Medien und Subkulturen eine Chance, antisemitische Stereotype zurückzudrängen und eigene Erzählungen im öffentlichen Diskurs zu verankern.

Die Kölnische Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit wurde 1958 auf Initiative vieler Kölner Bürger gegründet, darunter Heinrich Böll und Paul Schallück. Unser Selbstverständnis ist es seit jeher, jüdische Kunst, Kultur und Religion einem breiten Publikum zu vermitteln und über Vorurteile aufzuklären sowie sich vernehmbar gegen Rechtsradikalismus und Antisemitismus zur Wehr zu setzen. Dies geschieht in Form von Theateraufführungen, durch die Einmischung in gesellschaftspolitisch relevante Debatten, theologischen Studientagungen, aber auch in der schulischen und außerschulischen Bildungsarbeit. Die teilweise negative Aufladung der Themenauswahl wird uns dabei durch die bedrückenden gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahre förmlich aufgezwungen. Die junge jüdische Publizistin Marina Weisband, die kürzlich im Bundestag zum Holocaustgedenktag sprach, meinte hierzu: „Der Gedenkmodus ist erwünscht, er hat für die Deutschen eine Funktion. Die sind auf Versöhnung aus. Hier gibt es etwas zu vergeben. Man möchte sich gut fühlen (...). Und gleichzeitig gibt es so wenig Chance, ein öffentliches Leben zu führen, das nicht im Schatten der Shoa steht“.

Es ist also an der Zeit, den bedeutenden jüdischen Anteil an der stadtkölnischen Historie in eine lebendige Erinnerung einzubinden, die es erlaubt, sich positiv und dankbar auf eine beinahe 2000 Jahre alte Tradition zu berufen, auf die wir unsere vielfältig gestaltete kölnische Identität bauen können. Es gibt eben nicht nur das katholische Köln, das sich für Jahrhunderte als das „Heilige“ bezeichnete, sondern weit vor dem mittelalterlichen Glanz, den die Stadt mit ihren Kirchen und dem Dom entfaltete, hat es vielfältige jüdische Einflüsse gegeben, die es zu erkunden gilt.

Wir laden alle herzlich dazu ein, mit uns diese Spuren zu entdecken, als Mitglied, im Ehrenamt oder als Praktikanten in unseren Bildungsprojekten. Lernen Sie unsere Homepage kennen und sprechen Sie uns gerne an: www.koelnische-gesellschaft.de.

1700 Jahre jüdisches Leben in Köln

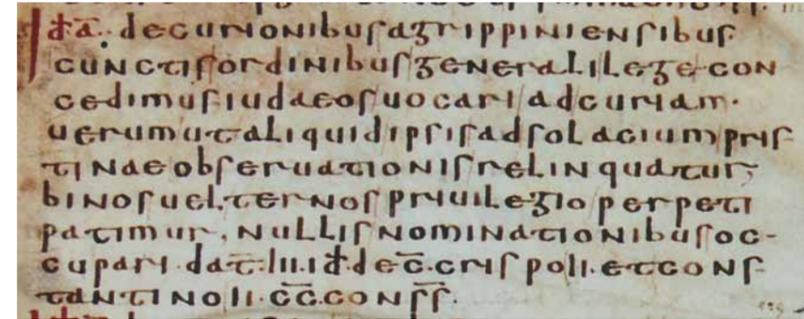
Dr. Helmut Fußbroich

Im Anfang war ... nein, nicht das Dekret Konstantins vom 11.12.321. Im Anfang war die Niederschlagung des von Simon bar Kochba (hebr. Sternensohn) seit 132 geführten Aufstandes gegen die römische Besatzung Judäas im Jahre 135. Die Zahl der Toten war gewaltig, noch größer die der Kriegsgefangenen, die jetzt die Sklavenmärkte füllten. Offenbar hatten die Römer die Geduld verloren, denn dieser Aufstand war nach dem in den Jahren 66 bis 73 geführten und von Titus im Jahre 70 niedergeschlagenen Aufstand, der mit der Zerstörung des Tempels, des zentralen Ortes jüdischer Gottesverehrung, endete, und dem sogenannten Diasporaaufstand in den Jahren 115 bis 117 bereits der dritte Aufstand gegen die Römer. Er endete mit dem Exodus der Juden in die Weite des römischen Imperiums und damit in die Diaspora, in die „Zerstreuung“.

Einige jüdische Theologen waren in die kleine Hafencity Jawne geflohen. Dort gründeten sie ein Lehrhaus, das Zentrum des rabbinischen Judentum wurde. Mit den von ihnen gesammelten hebräischen Schriften schufen sie die Grundlage des Tenach, der hebräischen Bibel, die, was die Reihenfolge der Texte anbetrifft, nicht mit dem Alten Testament identisch ist. Dies führte zur Konsolidierung des Judentums, des rabbinischen Judentums, jenes Judentums, wie wir es heute kennen. Seither ist das Buch den Juden gewissermaßen das tragbare Vaterland und neue Säule für ihren Glauben. Eine weitere dort getroffene und für die Zukunft bedeutsame Entscheidung war zudem die Festlegung der jüdischen Feiertage. Damit war garantiert, dass die Juden, die nunmehr ein Volk ohne Land geworden waren, die Feste gemeinsam feiern konnten, wo immer sie auch lebten.

Die soziale Stellung der Juden verbesserte sich, als 211 allen freien Provinzialen und damit auch den Juden das volle Bürgerrecht zugesprochen wurde. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts lebten Menschen jüdischen Glaubens in nahezu allen Teilen des römischen Reiches – möglicherweise auch in der Colonia Claudia Ara Agrippinensium. Belegt ist die Anwesenheit von Juden in Köln und damit letztlich auch nördlich

der Alpen allerdings erst für das 4. Jahrhundert durch das von Kaiser Konstantin am 11. Dezember 321 erlassene und an die Stadträte Kölns gerichtete Dekret. Mit ihm gestattete der Kaiser die Berufung von Juden in den jeweiligen Stadtrat. Dies setzt voraus, dass zumindest ein Jude in Köln lebte, der vermögend gewesen sein muss, war doch ein Sitz im Stadtrat mit hohen Kosten verbunden. Über die Anzahl der zu dieser Zeit in Köln lebenden Juden oder gar über die Existenz einer Synagoge macht das Dekret keine Aussagen.



Derselbe Augustus (Imperator Constantinus I. (306-337)) an die Kölner Decurionen. Allen Stadtsenaten gestehen wir durch ein allgemeines Gesetz zu, dass Juden in den Stadtrat berufen werden. Damit aber diesen zum Trost etwas von der früheren Regelung bleibe, gestatten wir, dass je zwei oder drei durch ein ständiges Privileg mit keinerlei Ernennungen (zur Übernahme bestimmter Aufgaben) belästigt werden. Gegeben am 3. Tage vor den Iden des Dezember im Jahre des zweiten Konsulats der Caesaren Crispus und Constantinus.

Umschrift und Übersetzung
Wolfgang Rosen/Lars Wirtler, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln I., Köln 1999.

Jüdisches Leben im mittelalterlichen Köln

Wenn es auch weder einen archäologischen noch einen schriftlichen Beleg für eine wie auch immer geartete Anwesenheit von Juden gibt, so kann doch angenommen werden, dass Juden sowohl vor 321 als auch in den folgenden Jahrhunderten in Köln gesiedelt haben. Gesichert ist ihre Ansiedlung sowohl durch archäologisch gewonnene Daten als auch durch schriftliche Belege erst für das 11. Jahrhundert.

Um 1000 begann wohl verstärkt die Besiedlung des von den heutigen Straßen Judengasse, Große Budengasse, Unter Goldschmied und Obenmarspforten umsäumten Stadtquartiers durch Juden. Hier errichteten sie gemäß archäologischem Befund um 1020 ihre religiöse Mitte, die Synagoge. Schriftlich belegt ist die Synagoge für das Jahr 1075: Anlässlich des Todes von Erzbischof Anno II., so wird berichtet, beklagten die Juden in der Synagoge (gr. Versammlung, Gemeinde) dessen Ableben. Die Existenz des jüdischen Quartiers ist für 1091 insofern bezeugt, als von einem Haus gesagt wird, dass es sich inter Judeos, also unter den Juden befände. Die Lage des jüdischen Quartiers direkt neben dem mittleren der fünf Tore der römischen Rheinfront und damit nahe dem im 10. Jahrhundert renovierten Marktplatz, dem heutigen

Heumarkt, war für die meist ob ihrer weit gestreuten verwandtschaftlichen Verbindung im Fernhandel tätigen Juden ein idealer Standort. Damit war der Stadt eine bedeutende Grundlage ihrer wirtschaftlichen Zukunft gegeben – ob zu dieser Zeit der südlich der Stadt gelegene jüdische Friedhof angelegt worden ist, muss noch genauer untersucht werden. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts erlebte das Quartier mit etwa 75 Häusern und 700 bis 750 Bewohnern seine höchste Blüte.

Im Mai 1096 wurde die positive Entwicklung durch den 1095 ausgerufenen II. Kreuzzug jäh unterbrochen. Noch während in Frankreich ein Ritterheer zusammengestellt wurde, organisierten sich irreguläre kampfbereite Haufen. Besessen von dem Gedanken, Blutrahe für das Jesus angetane Leid zu üben, brachen sie früher als das Heer auf. Ihre Waffen waren Sensen, Saufang und Dreschflügel und ähnliche Gerätschaften – ihr Schlachtruf, den sie offenbar als Freibrief zum Marodieren verstanden,

lautete: „Deus lo vult - Gott will es!“ Die Horden zogen nicht gegen Süden, sondern gegen Osten. In Köln ermordeten sie während des drei Tage währenden Pogroms etwa 200 Juden und zerstörten die Synagoge. Um die jüdischen Einwohner zu retten, hatte Erzbischof Hermann III. sie zuvor auf mehrere Dörfer verteilen lassen. Doch die Aktion schlug fehl: Die Verfolger spürten ihre Opfer auf. Um ihrem Martyrium oder der Zwangstaufe zu entgehen, vollzogen viele der Verfolgten die in einer solchen Situation vom jüdischen Religionsgesetz, der Halacha, erlaubte Selbsttötung kiddusch ha-Schem, die „Heiligung des göttlichen Namens“. Die Schutzmaßnahme des Erzbischofs gründet in seiner rechtlichen Stellung den Juden gegenüber: Er war Besitzer des Judenregals. Dieses Privileg ermöglichte dem Inhaber einerseits „seine“ Juden zu besteuern, verpflichtete ihn aber zugleich auch sie zu schützen.

Nach der Katastrophe von 1096 wuchs die Gemeinde stetig weiter. Vom guten nachbarschaftlichen Verhältnis zwischen den christlichen und den jüdischen Bewohnern der Stadt zeugen einige öffentliche Maßnahmen: Als Mitbürger, als sammenburgere, hatten die Juden Kölns, bzw. die jüdische Gemeinde, auch Pflichten zu erfüllen. So hatte sie sich an der Verteidigung der Stadt zu beteiligen – 1106 wurde ihr die Verteidigung der nahe dem Zeughaus gelegenen Niederich-Pforte zugewiesen. Und später, 1180, als die Stadt mit dem Bau der großen Stadtmauer begann, war der Kölner Judenheit aufgetragen, einen Teil der Ostmauer zu pflegen und, wenn notwendig, zu verteidigen. Nach 1130 legte die Pfarrei St. Laurentz ein eigenes Judenschreibsbuch an, in das Rechtsgeschäfte mit und unter den Juden eingetragen wurden. Dazu gehörten u. a. der Kauf und Verkauf eines Hauses – dies zeugt davon, dass Juden Grundbesitz erwerben konnten.

Im Verlauf zum II. Kreuzzuges (1147-1149) kam es vielerorts zu Ausschreitungen gegen die Juden. Um sie zu schützen, stellte der Kölner Erzbischof ihnen die bei Königswinter gelegene Wolkenburg als Zufluchtsort zur Verfügung. Von einer tief empfundenen religiös grundierten Abneigung gegenüber den Juden gegen Ende des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts zeugt an der Rückseite des 1225 vollendeten

Schreins der Heiligen Drei Könige die Gestaltung der geradezu fratzenhaften Physiognomien der beiden Jesus vor seiner Kreuzigung geißelnden Männer. Um genau zu zeigen, wer gemeint ist, tragen sie Hüte, die sie deutlich als Juden ausweisen - dennoch ist die Darstellung historisch falsch, waren es doch römische Legionäre, die die Geißelung zu vollziehen hatten.

Im 13. Jahrhundert konstituierte sich neben dem erzbischöflichen auch ein bürgerliches Stadregiment. Bedeutend für die jüdische Bürgerschaft waren die Schutzprivilegien, die ihnen das Erzbistum und nun auch die Stadt jeweils - natürlich - gegen Geld ausstellten. An diesen Privilegien hatten neben den jüdischen Einwohnern Kölns auch die schutzgewährenden Körperschaften Interesse. So hatte der Erzbischof gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, dass diese Rechtssetzungen den in der Stadt lebenden Juden Anreiz böten, langfristig in der Stadt zu verbleiben und auswärtige Juden bewögen, sich in Köln nieder zu lassen. In diesem Zusammenhang steht das nahe dem Dom öffentlich aufgestellte Privileg, das der Erzbischof 1266 nicht nur den in Köln lebenden, sondern allen im Erzbistum siedelnden Juden erteilt und in Stein hatte einmeißeln lassen - in der Diözese lebten seinerzeit ca. 2000 bis 3000 Menschen jüdischen Glaubens. Die heute im Dom nahe dem Gerokreuz stehende steinerne Urkunde bekundet u. a., dass der Friedhof der Juden unter besonderem Schutz steht. Sie verbot die Vollstreckung von Todesurteilen in seiner Nähe. Auch dürfe niemand Zölle für die Toten erheben. Diese wurden erhoben, weil viele innerhalb des Erzbistums verstorbene Juden auf dem Friedhof vor dem Bonntor bestattet wurden. Zudem hätten die Juden für sich und ihre Güter in gleicher Höhe Zoll und Wegegeld wie die Christen zu zahlen. Weiterhin sei es keinem, der Kreditgeschäfte betreibt, erlaubt, sich in Köln niederzulassen, weil den Juden Kölns dadurch ein Schaden erwachse. Zielgruppe dieser Verordnung waren die „Kavertschen“, die aus dem im Südwesten Frankreichs liegenden Cahors stammenden Geldverleiher. Dieses Privileg ist sicher nicht uneigennützig gewährt worden - schließlich waren die finanzkräftigen Juden Kölns die verlässlichsten Kreditgeber des Erzbischofs. Zudem stärkte dieses Privileg die Wirtschaftskraft Kölns (s. Beitrag von Dr. Oepen).

Wenn auch der Erzbischof sich in diesem Falle schützend vor die Kreditvergabe durch die Juden stellte, so barg doch die von Juden getragene Geldwirtschaft stets ein erhebliches Konfliktpotential. Letztlich gründeten die permanenten Reibereien in dem seit dem 12. Jahrhundert bestehenden kirchlichen Zinsverbot. Die damit gegebene Leerstelle bot sich den Juden geradezu von selbst an. Zudem sind sie mit dem Aufkommen der von Handwerkern getragenen Zünfte, die nur Christen vorbehalten waren, mehr und mehr aus ihrer Domäne, dem Fernhandel heraus gedrängt worden. So blieben ihnen nur die Pfandleihe und das Kreditgeschäft, das den Christen, wie oben angeführt, versagt war. Hier kam ihnen ihre im Fernhandel gewonnene Erfahrung zugute. Sie kannten sich bestens in der immer mehr wachsenden Münzvielfalt im internationalen Geldverkehr und in dem daraus erwachsenden Erfordernis des Wechsels fremder Geldsorten - der Geldwechsel wurde ihre neue Domäne und ihre neue Angriffsfläche.

Am 2. Februar 1321 erreichten die Beziehungen zwischen Juden und Stadt eine neue Qualität: Das Rechtsverhältnis der Stadt gegenüber den Juden wurde vertraglich geregelt. Damit waren die Stadt und die jüdische Gemeinde gleichwertige Rechtspartner. Der auf zehn Jahre gültige Vertrag gewährte die Aufnahme der Juden in die Bürgerschaft Kölns und gewährte spezielle Schutzprivilegien. Versprochen wurde damit auch der Schutz gegenüber Angriffen seitens des Erzbischofs. Parallel dazu gewährte der Erzbischof ein zehn Jahre gültiges Privileg gleichen Inhalts, das von der Stadt anerkannt wurde. Seitdem wurden die Schutzbriefe in zehnjährigem Rhythmus sowohl vom Erzbistum als auch von der Stadt vergeben. Für die jüdische Gemeinde von besonderem Gewicht war die Duldung einer eigenen Gerichtsbarkeit in Schuldangelegenheiten. Es bestanden nunmehr Bedingungen, die das Leben der Juden inmitten des christlichen Umfeldes mehr oder weniger sicherten. Allerdings war der Umgang der christlichen Mehrheitsgesellschaft mit ihren Mitbürgern jüdischen Glaubens von orts- und auch von zeitspezifischen Gegebenheiten abhängig. So, um ein Beispiel zu nennen - die Ablehnung der Geistlichkeit, bei Rechtsstreitigkeiten mit Juden vor dem rabbinischen Gericht, das in der Synagoge tagte, um ihr Recht zu streiten. Das heißt, die Geistlichen mussten die Synagoge betreten. Zu erinnern ist auch an die um 1310 geschaffenen Darstellungen am Chorgestühl der Kathedrale, die das Judensauthema illustrieren. Das schloss und schließt auch noch heute nicht aus, dass es auch „gute“ Juden gab und gibt: Unter den „Neun Guten Helden“, die ob ihrer Vorbildhaftigkeit die Südwand des Hansesaales zieren, befinden sich drei „Helden“ jüdischen Glaubens: Josua, Judas Maccabäus und David; es wird oft vergessen, dass Jesus von Nazareth als Jude geboren wurde und auch als Jude gestorben ist.

In Köln bestanden Bedingungen, die, wie an den wenigen Beispielen gezeigt, die Voraussetzung dafür boten, dass die Kölner Judenheit zwischen 1096 und 1349, also über 250 Jahre, nicht verfolgt worden ist. Leider aber bedurfte es dennoch nur eines von Vielen als Bedrohung empfundenen Auslösers, um die dünne Decke zu durchbrechen. Ein solcher Auslöser war der drohende Ausbruch einer Pestepidemie. Wie in anderen Orten so ging auch in Köln das Judenmorden der Pest voraus. In der Nacht vom 23. auf den 24. August 1349, in der Bartholomäus-Nacht, kam es zum Sturm auf das Quartier der Juden, begleitet von Ermordungen, Plünderungen und Brandstiftungen - dass auch Schuldbriefe bei der Plünderung verbrannten, das war ein nicht zu vermeidendes, aber willkommenes Nebeneffekt! In der Folge dieses Ausbruchs lebten 23 Jahre lang keine Juden mehr in der Stadt. Auf Initiative des Erzbischofs kehrten 16 jüdische Familien zwischen Juni 1372 und Oktober 1373 wieder nach Köln zurück. Der geistliche Schutzherr hatte ihnen 1372 ein auf zehn Jahre geltendes Privileg erteilt, das inhaltlich mit früheren Privilegien übereinstimmte. Zudem erlaubte er den Wiederaufbau der Synagoge. Dem erzbischöflichen folgte am 29. 11. 1372 ein städtisches Privileg. Die jüdische Gemeinde wuchs dann zwischen 1372 und 1424 auf etwa 200 Personen an. Wie groß das Interesse der Stadt an einer dauerhaften Ansiedlung war, zeigte sich darin, dass die auf jeweils zehn Jahre gewährten Privilegien bis zum 2. Oktober 1414 regelmäßig - natürlich - gegen Geld erneuert wurden.

Dennoch, die Beziehungen zwischen den glaubensverschiedenen Bürgern hatten sich zu Ungunsten der Juden verändert. So erließ der Rat 1404 unter anderem eine detaillierte Kleiderordnung. Sie war Ausdruck der immer stärker werdenden Tendenz, der zufolge sich die Juden deutlich von den Christen zu unterscheiden hätten. Auch erließ der Rat eine Verordnung, die das Verhalten der Juden vor dem Rathaus regelte - insbesondere vor und nach den Ratssitzungen. Und, obwohl der Erzbischof das 1414 gewährte Privileg anerkannt hatte, verlangte er 1415 von den Juden höhere Abgaben. Dagegen monierte der Rat der Stadt - es entbrannte ein Jahre währender Streit zwischen dem Rat und dem Erzbistum. Der Kölner Rat, der Auseinandersetzungen müde, war nicht willens, den Juden ein weiteres über 1424 hinausgehendes Privileg zu gewähren. Und so wurden die Kölner Juden im Oktober 1424 „up ewige tzyden“ aus der Stadt, in der sie über 1000 Jahre gelebt hatten, vertrieben. Einige der Vertriebenen siedelten in Deutz an - ihre Synagoge wird erst im 16. Jahrhundert genannt. Nach deren Zerstörung durch den starken Eisgang im Jahre 1784 wurde ein Neubau errichtet - 1913 musste er der nach Deutz vermittelnden Brücke weichen - 1915 weihte die Deutzer Gemeinde ihre neue Synagoge am Reichplatz am.

Nach 374 Jahren erblüht wieder jüdisches Leben in Köln

374 Jahre mussten vergehen, bis jüdisches Leben in Köln wieder seinen Ort hatte. Mit der Übergabe der Stadt am 6. Oktober 1794 an die Franzosen ließ die Stadt ihre mittelalterliche Geschichte hinter sich. Und mit dem Friedensvertrag vom 9. Februar 1801 wurde Köln französische Provinzstadt - die Kölner waren jetzt französische Staatsbürger. Zugleich wurden die Juden mit den Christen gemäß einem 1791 erlassenen Dekret rechtlich gleichgestellt - die volle Gleichstellung der Juden verfügte Napoleon am 23. September 1802. Damit verbunden war das Recht der freien Niederlassung. Als erster Jude zog der Getreidehändler Josef Isaak, der sich ab 1808 Stern nannte, mit seiner Frau Sara von Mülheim nach Köln - ab dem 16. März 1798 war er Kölner Bürger und ab dem 17. April wohnte er auch in Köln. Und so lebte nach 374 Jahren der Verbannung aus der Stadt wieder eine jüdische Familie in Köln - bereits 1799 wurden zwei jüdische Kinder in Köln geboren.

Wegen des nun folgenden stetigen Zuzugs von Juden nach Köln konstituierte sich bereits am 12. Oktober 1801 erstmals eine nachmittelalterliche 17 Familien zählende jüdische Kultusgemeinde in Köln. Ein am 30. Juli 1808 erlassenes Dekret gebot den Juden, dauernde Familiennamen anzunehmen, was ihre Integration erleichterte - in Köln hatten sich bereits im Oktober 133 jüdische Familien einen Familiennamen zugelegt.

Schon sehr früh begann die Suche nach einem Ort für das gemeinsame Gebet. Als sehr behilflich erwies sich der Konsularbeschluss vom 9. Juni 1802, demzufolge Stifte, Klöster und andere geistliche Korporationen enteignet und somit in staatlichen Besitz übergegangen sind. 1803 wandte sich die junge Gemeinde an die französische Behörde mit der Bitte um Überlassung eines Teils des 1802 aufgelassenen Klarissenklosters in der Glockengasse, die auch gewährt wurde. Zu der

Behelfssynagoge, die sich die Gemeinde dort einrichtete, gehörten eine Mikwe, das Ritualbad und eine Mazzenbäckerei. In dem notdürftig hergerichteten Bethaus stand der Vater von Jakob Offenbach als Kantor am Almemor, dem Vorlesepult. Dieser Notbehelf und auch die stetige Verschlechterung der Bausubstanz konnten den mit dem Wachstum der Gemeinde gegebenen Ansprüchen nicht genügen. 1840 war sich die Gemeinde einig, dass sie eine neue Synagoge bauen musste - bis 1852 hatte die Gemeinde schon eine beträchtliche Summe dafür einsammeln können. 1856 überraschte der Bankier Abraham Oppenheim, der 1799 von Bonn nach Köln gezogen war, die Gemeinde mit dem Angebot, den Zuständen auf dem Grundstück ein Ende zu bereiten, indem er eine Synagoge auf seine Kosten zu erbauen gedächte. Von 1857 bis 1861 erstand daraufhin die von Regierungs- und Dombaumeister Ernst Zwirner entworfene Synagoge in der Glockengasse.

Als mit der Kölner Neustadt ein neues Siedlungsgebiet gegeben war, erwogen viele Juden, um der Enge der Stadt zu entfliehen, den Umzug in das neue Stadtquartier. Daraus ergab sich gemäß dem Religionsgebot, am Sabbat eine bestimmte Laufstrecke nicht zu überschreiten, die Notwendigkeit, in der Neustadt eine Synagoge zu errichten. Nach deren Vollendung 1899 in der Roonstraße nutzten nur noch wenige Gläubige die Synagoge in der Glockengasse. Sehr bald zeigte die Stadt Köln, die die Glockengasse erweitern wollte, Interesse an dem Grundstück - 1943 ging das Grundstück an die Stadt über.

Jüdisches Leben in Köln seit 1869

Mit der Übernahme der Rheinlande durch die Preußen am 5. April 1815 begann auch für die Juden eine neue Ära - sie nahmen mehr und mehr am öffentlichen Leben Kölns teil. Salomon Oppenheim, der Vater von Abraham Oppenheim, war der erste Jude, der in Köln ein Ehrenamt innehatte. Abraham Oppenheim wiederum war der erste Jude, der in den preußischen Adelsstand erhoben wurde - die Nobilitierung wurde ihm 1868 zuteil.

Zunächst aber verhinderte ein 1812 erlassenes Edikt, das die Juden zu „Einländern und preußischen Staatsbürgern“ gemacht hatte, dass dies auch für die Kölner Juden galt - Preußen hatte es in seinen westlichen Provinzen (noch) nicht eingeführt. Damit blieb bis 1845 den Juden hier der Zugang zur Wirtschaft versperrt - die volle Emanzipation der Juden brachte erst ein 1869 erlassenes Gesetz.

Nicht unerwähnt bleiben darf, dass Köln ein frühes Zentrum des Zionismus war, der die Rückkehr der Judenheit nach Zion, nach Jerusalem, zum Ziel hatte. Zu den Begründern dieser Bewegung zählt der Kölner Rechtsanwalt und Justizrat Dr. Max Isidor Bodenheimer (1865-1940), der 1896 ein Programm unter dem Titel „Der Judenstaat“ zur Verwirklichung dieser Idee entwickelt hatte. Das Leitbild einer Rückkehr nach Israel wurde von vielen Juden auch als Gegenbild zur fortschreitenden Assimilation der Juden verstanden, sah sich auch das Judentum von der allgemein wachsenden Säkularisierung bedroht - äußeres Zeichen dafür waren die vielen Mischehen. Dem gegenüber stand die Verwurzelung vieler Juden in ihrer deutschen Heimat.

Die Austrittsgemeinde Adass Jeschurun

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde innerhalb der deutschen Judenheit der Ruf nach Reformen immer lauter. Hintergrund war die Zunahme der Emanzipation der Juden auf allen gesellschaftlichen Gebieten und damit die Assimilation. Die Anpassung vieler Juden an die Lebensformen der Mehrheitsgesellschaft nahm innerhalb der Judenheit einen immer größeren Raum ein - dies äußerte sich auch im Lebensstil des einzelnen Juden. Auch für die Liturgie wünschten sich viele Gläubige, vornehmlich jene die des Hebräischen nicht mehr mächtig waren, die Einführung der deutschen Sprache. Von orthodoxer Seite führte dies zu Gegenreaktionen. Als dann 1863 einige Gebete aus dem Gottesdienst herausgenommen worden sind, fühlten sich die Reformgegner zum Handeln aufgerufen: Sie hielten an der tradierten Liturgie fest und feierten ihren Gottesdienst an einem eigenen Ort. Die neu gebildete Gruppe gab sich den Namen „Israelitische Religionsgemeinschaft „Adass Jeschurun“ (hebr. Gemeinde Israel). In den folgenden Jahren errichtete die neue Gemeinde in der St. Aporn-Str. ihre Synagoge und ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern und Religionslehrern. Die Synagoge wurde am 16. Januar 1884 eingeweiht - nach jüdischer Zeitrechnung am 20. Teweth des Jahres 5645 nach Erschaffung der Welt. Am 20. Juni 1906 vollzog die Adass Jeschurun ihren Austritt aus der Kölner Synagogengemeinde. Vier Jahre später richtete sie in Deckstein einen eigenen Friedhof ein. In der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurde auch ihre Synagoge geschändet. Sie ging nicht in Flammen auf, weil die „spontan“ handelnden NS-Anhänger befürchteten, dass die unmittelbar benachbarte Königin-Luise-Schule durch überspringende Flammen vernichtet werden könnte. An die Synagoge und Schule erinnert heute eine Gedenktafel am Eckgebäude St.-Aporn- Str./Helenenstr.



Mehr und mehr waren Juden in allen Sektoren des öffentlichen Lebens, sei es in Gewerbe und Handel, im Banken- und Justizwesen oder in Kunst und Wissenschaft, aber auch in

der städtischen Politik tätig. Ihre Beiträge zum Kölner Musikleben sind unüberhörbar - zu nennen sind Jacques Offenbach (1819-1880), Max Bruch (1838-1920) und Ferdinand von Hiller (1811-1885). Zu nennen sind auf der kaufmännischen Ebene Leonard Tietz (1849-1914) und sein 1914 eröffnetes Kaufhaus in der Schildergasse und das ebenfalls in der Schildergasse direkt vor der Fassade der Antoniterkirche gelegene Schuhhaus von Artur Joseph.

Großer Beliebtheit erfreute sich in Köln das in der Ottostraße gelegene „Jüddespidohl“, denn es stand auch der nichtjüdischen Bevölkerung zur Verfügung. Hervorgegangen ist es aus einer 1869 aufgelegten Stiftung der fünf Brüder Elzbach. Gedacht war es und ist es auch heute noch als Asyl für alte und kranke jüdische Bürger Kölns. Dieses Asyl entwickelte sich mehr und mehr zu einem leistungsfähigen Pflegeheim und Krankenhaus. 1942 wurde es zum „Hilfskrankenhaus“ umgewidmet und bald ging es noch im selben Jahr im Bombenhagel unter. Nach dem Krieg richtete die jüdische Gemeindeverwaltung in seinen Trümmern ihr Büro und auch einen kleinen 1949 eingeweihten Betsaal ein. Nachdem die Baulichkeiten wieder hergerichtet worden waren, wurden sie 1950 vom belgischen Militär übernommen. Nach dem Abzug der Belgier beschloss die Synagogengemeinde 1999 auf dem Grundstück ein Alten- und Pflegeheim, eine Kindertagesstätte und einen von ihr zu nutzenden Verwaltungstrakt zu errichten.

Während des Ersten Weltkriegs (1914-1918) wurden ganz selbstverständlich Männer jüdischen Glaubens eingezogen. Sie zahlten wie andere auch ihren Blutzoll. Damit dies im Gedächtnis bleibe, errichtete die jüdische Gemeinde eine steinerne Gedenktafel. Aufgestellt wurde sie in der Eingangshalle zur Synagoge in der Roonstraße und am 21. September 1924 ihrer Bestimmung feierlich übergeben.

Jüdisches Leben in der „Weimarer-Zeit“ 1918 - 1933

Wie in ganz Deutschland erreichte auch in Köln das Judentum einen Höhepunkt seiner Entwicklung in der „Weimarer Zeit“, d. h. zwischen 1918 und 1933. Zugleich kündigte sich in diesen Jahren das dem deutschen Judentum drohende Unheil mehr und mehr an.

Ausdruck für ein stabiles Gemeinschaftsleben waren die von den Juden Kölns etablierten sozialen Einrichtungen. Dazu gehört nicht zuletzt auch ein Friedhof - 1918 wurde der in Vogelsang (offiziell Bocklemünd) eingerichtete Friedhof seiner Bestimmung übergeben. Zu nennen sind das schon erwähnte, 1908 eröffnete Krankenhaus in der Ottostr., es folgten 1909 das Kinderheim in der Lützowstr. und 1910 das Waisenhaus in der Aachener Str., welches die älteste jüdische Einrichtung dieser Art in den Rheinlanden war, sowie eine Vielzahl von Kindergärten und -tagesstätten. Es gab eine städtische und auch eine private jüdische Volksschule, ein eigenes Lehrerseminar und ein eigenes Real-Gymnasium, dessen bekanntester Vertreter Dr. Erich Klibansky ist, und 1910 konnte in Deckstein der bereits erwähnte Friedhof der Austrittsgemeinde Adass Jeschurun eröffnet werden. Hinzuweisen ist auch auf das blühende, breitgefächerte Vereinsleben.

Bei der Erweiterung des vor dem Bonntor gelegenen Güterbahnhofs wurde 1922 der alte Friedhof der Juden entdeckt. Es war bekannt, dass sich in diesem Umfeld der Friedhof befunden haben muss, denn dieses Gelände wurde „Judenbüchel“ bzw. „Zum toten Juden“ genannt. Die notwendigerweise exhumierten Leichname wurden dann, dort wo der Bischofsweg auf die Bonner Straße trifft, wieder bestattet. Einige angebräunte Mitbürger ließen es sich 1928 und 1932 nicht nehmen, den Friedhof zu schänden; 1936 wurde der Friedhof zwangsweise aufgehoben. Nach der neuerlichen Exhumierung wurden die Leichen auf dem jüdischen Friedhof in Bocklemünd beigesetzt. Ihnen zu Ehren ließ die Synagogengemeinde eine Architektur nach Art einer Pfeilergestützten Vorhalle errichten, die sie am 28. August 1937 feierlich einweihte.

Einen besonderen Höhepunkt jüdischer Selbstdarstellung bot 1925 die Jahrtausendausstellung. Mit der Abteilung „Juden und Judentum im Rheinland“ machte das rheinische Judentum sehr eindrücklich auf sein wechselvolles Schicksal aufmerksam. Auch auf der „Internationalen Presseausstellung“, der PRESSA, stellte es sich 1928 in einem eigenen von dem Kölner Architekten Robert Stern geplanten Pavillon vor.

1925 lebten 16.093 Kölner jüdischen Bekenntnisses in der Stadt; die Synagogengemeinde, deren Gemeindegrenzen über die der Stadt hinausgingen, zählte 19.500 Mitglieder. Um sich der Enge der Innenstadt zu entziehen, wurde Ehrenfeld zum bevorzugten Wohnort jüdischer Familien. Bereits 1860 gründete sich dort eine eigene Gemeinde, die sich 1913 zunächst der Kölner Synagogengemeinde anschloss. Nach einigen Jahren lag es aus praktischen Gründen nahe, in Ehrenfeld eine Synagoge zu errichten. Den Auftrag zu ihrem Bau in der Körnerstr. 93 erhielt Robert Stern - am 18. September 1927 wurde sie feierlich eingeweiht und am 9. November 1938 sinnfrei zerstört.

In den 1920er Jahre erwachsen aus der latenten Feindseligkeit der Mehrheitsgesellschaft gegenüber Juden mehr und mehr Handgreiflichkeiten. Richtete sich die Aggression anfangs mehrheitlich gegen Dinge/Sachen, so mündete sie schließlich in der systematischen Tötung von Menschen, von Menschen jüdischen Glaubens. In der Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1927 wurde der Decksteiner Friedhof durch das Umwerfen von 71 Grabsteinen geschändet - im Juli 1928 traf es den alten jüdischen Friedhof an der Bonner Str. und im gleichen Jahr kam es zur

Schändung des jüdischen Friedhofes in Ehrenfeld - 1938 zerstörten die Nationalisten auch die dortige Trauerhalle. Unter dem 31. Mai 1929 berichtete das „Kölner jüdische Wochenblatt“, dass „es sich bei der Belästigung und Beschimpfung [eines] jüdischen Kaufmannes in den nächtlichen Straßen Kölns keineswegs um einen Einzelfall, sondern um ein ganz alltägliches Vorkommnis handele. [...] Im März 1927 verübten Nationalsozialisten und Angehörige anderer rechtsextremistischer Organisationen wie Stahlhelm und Frontbann einen Überfall auf die Synagoge in der Roonstr., wo anlässlich der jüdischen Gemeindevahlen viele Menschen versammelt waren; es kam zu einer Messerstecherei [...]“ 1929 erschien die „Antisemitische Zeitung - Das christliche Abwehrblatt“. 1932 kam es im Juni zu schweren bewaffneten Ausschreitungen der SA (Sturm-Abteilung) gegen die jüdische Bevölkerung im „Thieboldsgassenviertel“.



Eingangsbäude Friedhof Bocklemünd von der Venloer Straße gesehen. Die Inschrift lautet übersetzt: Der Gerechte lebt in seinem Glauben.



Gedächtnishalle, eingemauert sind die am Bonntor geborgenen Grabsteine

Als ein erster Schritt hin auf die „Endlösung“ kann aus heutiger Sicht der für den 1. April 1933 unter der Parole „Kauft nicht bei Juden“ ausgerichtete reichsweite Boykott jüdischer Geschäfte, der sogenannte Judenboykott, verstanden werden. Berühmt geworden ist ein an diesem Tag in Köln aufgenommenes Foto, das den Kaufmann Richard Stern zeigt, wie er neben einem SA-Mann stehend, auf sein „Eisernes Kreuz“ weist, mit dem er im Ersten Weltkrieg wegen seines tapferen Einsatzes für Deutschland, seinem Heimatland, ausgezeichnet worden war.

Am 17. Mai 1933 fühlten sich die Nationalsozialisten gedrängt, ihre Kulturlosigkeit auch in Köln öffentlich zu demonstrieren: sie verbrannten Bücher. Ort der Misshandlung der deutschen Kultur war das Portal der Alten Universität in der Claudiusstraße.

Es versteht sich, dass der 30. Januar 1933, der Tag, an dem die Macht an den NS-Reichskanzler übergeben worden ist, ein Schicksalstag nicht nur für das deutsche und damit auch für das kölnische Judentum war. Der im Rosenmontagszug des Jahres 1934 mitgeführte „Palästina Wagen“ war ein deutlicher Fingerzeig auf das künftige Schicksal der in Deutschland und somit auch in Köln lebenden jüdischen Mitbürger – ihre Ausweisung – auch mittels Mord - aus ihrer deutschen Heimat.

Als eine erste Reaktion seitens der jüdischen Bevölkerung auf die Übergabe der staatlichen Macht gründete sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1933 der „Jüdische Kulturbund

Rhein-Ruhr“, ein Zusammenschluss von jüdischen Künstlern aus allen Sparten der Kunst. Wenn er sich auch sehr bemühte, so war ihm doch, auch wegen der vielen Verhaftungen schwindenden Mitgliederzahl, kaum Erfolg gegeben – am 17. September 1941 wurde ihm jegliche Tätigkeit verboten.

Angesichts der an Intensität zunehmenden Bedrohung sah sich die Synagogengemeinde aufgefordert, auf ihren im Ersten Weltkrieg deutlich demonstrierten Patriotismus hinzuweisen. Im Juli 1934 errichtete sie deshalb auf ihrem Friedhof in Bocklemünd ein Denkmal mit der Aufschrift: UNSEREN GEFALLENEN. Und 1939 ließ sie die oben erwähnte Gedenktafel nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 aus der Synagoge entfernen und seitlich des Ehrenmales aufstellen – angeführt sind 203 Namen. Die zugehörige Inschrift lautet: IN TREUER PFLICHTERFÜLLUNG STARBEN / FÜR DAS VATERLAND 1914 - 1918. Mit der Formulierung „IN TREUER PFLICHTERFÜLLUNG STARBEN“ macht die Synagogengemeinde deutlich, dass die deutsche Judenheit es als ihre selbstverständliche Pflicht angesehen hatte, für Deutschland als ihrem Vaterland in den Krieg zu ziehen – es ist ihr von ihrem Vaterland nicht gelohnt worden.

Der Friedhof war Ort einer weiteren Bosheit seitens des NS-Regimes: Es bestattete auf dem hinteren Teil russische Zwangsarbeiter genau wissend, dass auf einem jüdischen Friedhof ausschließlich nur Menschen jüdischen Glaubens bestattet werden dürfen.



Denkmal für die gefallenen jüdischen Soldaten

Zeichenhaft für die Entwicklung in NS-Deutschland steht der unter dem Namen „Reichskristallnacht“ in die Deutsche Geschichte eingegangene Pogrom in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938. In dieser Nacht waren alle jüdischen Einrichtungen - Geschäfte ebenso wie Synagogen - Ziel und Opfer des von den Nationalsozialisten dem deutschen Volk eingepfachten Judenhasses: Die Synagoge in der Roonstr. wurde ebenso verwüstet wie die in der St. Apenstr. und auch die Ehrenfelder Synagoge in der Körnerstr. sowie die Deutzer am Reichplatz. Weil die Synagoge in der Glockengasse zu dieser Zeit schon nicht mehr in Gebrauch war, hielt sich deren Beschädigung in Grenzen - das Feuer in einem der Vorräume hatte eher symbolischen Charakter. Natürlich war den Juden die Zerstörung ihrer Synagogen sehr schmerzhaft. Schmerzlicher aber noch war ihnen die Öffnung der Heiligen Lade, des Aron ha-Kodesch, und die Schändung der darin aufbewahrten Torarollen. Am frühen Morgen des 10. Novembers haben einige Männer die zerstörten Torarollen aus der Synagoge in der Roonstr. herausgeholt und gemäß dem mosaischen Gesetz begraben. Um andere Juden nicht in Gefahr zu bringen, behielten sie den Ort der Bestattung für sich. 1978 wurden sie auf dem Friedhof in Bocklemünd zufällig entdeckt. Die Synagogengemeinde richtete für sie eine Grabstätte ein und setzte ihnen ein steinernes Denkmal.



Denkmal für die geschändeten Torarollen

Der Pogrom vom 9. auf den 10. November 1938 war eine Art Test, wie weit die Gewaltmenschen gehen konnten, ohne auf die Öffentlichkeit Rücksicht nehmen zu müssen.

Der nichtjüdische Teil des deutschen Volkes und damit auch die Kölner hatten die Probe im Sinne der Nazis bestanden. Im „Schwarzen Korps“ Nr. 47, 1938, dem Organ der SS stand denn auch: „Im Stadium einer solchen Entwicklung ständen wir daher vor der harten Notwendigkeit, die jüdische Unterwelt genauso auszurotten, wie wir in unserem Ordnungsstaat Verbrecher eben auszurotten pflegen, mit Feuer und Schwert. Das Ergebnis wäre das tatsächliche und endgültige Ende des Judentums in Deutschland, seine restlose Vernichtung [...]“. Damit erwies sich die Hoffnung vieler Juden, bei den Geschehnissen handele es sich um einen Ausreutscher, als trügerisch.

Es folgte eine Flut von Verordnungen, die jüdisches Leben ersticken sollten. In einem Erlass vom 13. März 1933 heißt es: „In Köln sind die Juden nicht im öffentlichen Dienst zu beschäftigen [...]“. Am 11. April verordnete der Rat der Stadt: „Rechnungen jüdischer Ärzte werden nicht mehr vergütet.“ Der Oberbürgermeister setzte am 17. Mai zynisch noch einen drauf: „Arzneimittel, deren Hersteller Juden sind, sind nur noch zu verordnen, wenn andere gleichwertige Präparate nicht vorhanden sind.“ Die Reichsregierung ordnete an, dass jeder männliche Jude neben seinem Vornamen den Namen „Israel“ (hebr. Gottesstreiter!) und jede Jüdin den Namen Sara (hebr. Fürstin!) zu führen habe.

Wie in ganz Deutschland wurde auch den Juden Kölns Beruf und Besitz genommen, sie wurden von allen öffentlichen Veranstaltungen ausgeschlossen, durften weder Parks noch öffentliche Verkehrsmittel benutzen, noch Restaurants, Konzerte, Theater und Kinos besuchen – letztlich war das ein Angriff auf die deutsche Kultur. Die blanke Bosheit zeigte sich besonders deutlich, als den Juden das Halten von Haustieren untersagt wurde.

Im Sommer des Jahres 1938 internierten die neuen Machthaber in Köln polnischstämmige Juden in einem Konzentrationslager. Diese Verhaftungen deklarierten sie als eine „Vorbeugehaftaktion“. Als Begründung gaben sie an, dass die Verhafteten einen kriminellen Charakter hätten und ihre Inhaftierung der Verhinderung von Straftaten diene. Am 9. September 1938 transportierten sie einige der Inhaftierten nach Neu-Bentschen in Polen. Bis zum 1. Januar 1939 waren alle Menschen jüdischen Glaubens aus dem Wirtschaftsleben ausgeschlossen - insgesamt sind 1973 gegen die Juden gerichtete Gesetze erlassen worden.

Als sich die Schweiz gegen unerwünschte Einwanderung wehrte, wurde die Kennzeichnung der Pässe mittels eines J für Jude eingeführt – seit September 1941 mussten alle jüdischen Personen ab dem sechsten Lebensjahr den gelben „Judenstern“ sichtbar auf der linken Seite ihrer Bekleidung fest angenäht tragen - das Ziel dieser Aktion war nicht mehr zu übersehen - die physische Ausrottung der Juden.

Als 1941 der Krieg mit der Sowjetunion begann, wuchs der Druck auf die Gewaltherrscher, eine „Endlösung“ zu praktizieren: Die Deportationen begannen: Unter dem 12. September 1944 erließ das 1. Polizeirevier eine „**Aufforderung - Sie werden hiermit mit sämtlichen Familienangehörigen aufgefordert, sich bis zum 13. 9. 1944, 18 Uhr - in Köln-Müngersdorf, Barackenlager, Gemeinschaftslager**

Eischhorn, einzufinden. Es sind mitzubringen: Wäsche, Bettzeug, Essen und Kochgeschirre sowie Reinigungsmaterial. Die Wohnung ist ordnungsgemäß zu verschließen und der Wohnungsschlüssel mit einem Schildchen zu versehen und dem Lagerleiter in Köln-Müngersdorf abzuliefern.“

Um sie zuvor genauer kontrollieren zu können, wurden die jüdischen Bürger Kölns in sogenannten Ghettohäusern und seit September 1941 im Fort V in Müngersdorf, wo zuletzt auch die sogenannten Mischlinge interniert worden waren, zusammengefasst. An der Organisation der Transporte musste sich die Synagogengemeinde teuflicherweise durch das Aufstellen von Listen und die Benachrichtigung der Betroffenen beteiligen. Was mag in jenen Menschen vorgegangen sein, die diese Listen zusammenstellen mussten? Wussten sie doch, dass sie eine Liste der todgeweihten Glaubensbrüder und -schwestern anzulegen hatten. Am frühen Morgen des Gestellungstages hatten sich die in den Listen erfassten Gemeindeglieder an der zur Rheinseite gelegenen großen Messehalle in Deutz einzufinden. Der erste der regelmäßigen Transporte verließ, wie alle nachfolgenden, vom Bahnhof Deutz-Tief aus Köln am 21. Oktober 1941 mit 1018 sogenannter „Volljuden“ in Richtung Lodz. Breits am 29. Oktober 1941 folgte ein Transport mit gleichem Ziel mit 1015 Betroffenen. Von 1941 bis 1943 wurden etwa 11.500 Juden aus Köln in die im Osten eingerichteten Vernichtungslager transportiert. Parallel dazu wurden „Arbeitstransporte“ nach Kassel-Bettenhausen vornehmlich mit jüdischen Frauen aus „Mischehen“ durchgeführt. Das Verb „durchführen“, das Lieblingswort der Nazis, signalisiert Tatkraft und auch Organisationsfähigkeit des Handelnden insofern als es sagt, die Handlung, die Angelegenheit sei von Anfang bis Ende bestens und ohne Rückstand erledigt. Das Verb hat sich bis heute erhalten: Es werden Hochzeitsfeiern, Gottesdienste, Theateraufführungen usw. „durchgeführt“.



Als ein besonderer Glücksfall erwies sich, dass der der Schule der Austrittsgemeinde Adass Jeschurun in der St.-Apern-Str. vorstehende Dr. Erich Klibansky in weiser Voraussicht 1933 das Fach „Englisch“ eingerichtet und gelehrt hatte. Dadurch waren seine Schüler rechtzeitig auf eine mögliche Ausreise vorbereitet. 1939 begann er mit dem Umzug von 70 bis 100

Schülern und einiger Lehrer nach England. Das bedeutete, dass sich die Schülereltern von ihren Kindern trennen mussten – eine Bedingung, auf die die Eltern wohl wissend, dass sie ihre Kinder nie mehr wiedersehen werden, eingegangen sind!!

Und dennoch sind 1100 jüdische Kinder Kölns ermordet worden. Ihre Namen hat der Künstler Hermann Gurfinkel auf acht Bronzetafeln am Löwenbrunnen festgehalten.

Jüdisches Leben nach 1945 in Köln

Am 6. März 1945 besetzten US-Truppen Köln – sie konnten nur noch etwa 40 Personen jüdischen Glaubens befreien. Zu dieser Zeit stellte sich kaum jemand

vor, dass sich nach der Schoa wieder Juden in Deutschland ansiedeln könnten. Doch, ja! – sie kamen zurück, sie waren eben Kölner, die in ihrer angestammten Heimat leben wollten. Zumeist hatten sie ihr Überleben besonderen Umständen zu verdanken. Da war vornehmlich die Gruppe derer, die in einer Mischehe lebten, dazu kamen jene,



Löwenbrunnen auf dem „Erich-Klibansky-Platz“ - eine von acht Tafeln

die aus den Konzentrationslagern befreit worden waren, und die kleine Gruppe derer, die in Verstecken oder aber unter falscher Identität überlebt hatten. Allerdings - die Rückkehrenden waren durch eine erhebliche Fluktuation sowie durch Überalterung geprägt. Schon am 15. Juni 1945 ließen sie sich in die Mitgliederliste der neuen Gemeinde eintragen. Unter den Rückkehrern bildeten die ehemaligen jüdischen KZ-Häftlinge die größte Gruppe. Diese hatte Konrad Adenauer mit Bussen nach Köln zurückholen lassen. Im Spätherbst 1945 lebten in Köln wieder 50 – 60 Juden: Die Volkszählung vom 29. Oktober 1946 registrierte 427 Angehörige der jüdischen Konfession in Köln.

Zugleich ist der Grundstein für einen Neuanfang gelegt worden: die amerikanische Besatzung beauftragte Fritz Löwenstein mit der Reorganisation der Jüdischen Kultusgemeinde Kölns. So konnte das religiöse Leben schon bald nach Kriegsende seinen Anfang nehmen. Das früheste „Nachkriegsdokument“ des in Köln wiederauflebenden Judentums ist auf den 11. April 1945 datiert. Es enthält in englischer Sprache die Erlaubnis, Gottesdienste zu feiern. Ort des ersten Nachkriegsgottesdienstes war am 29. April 1945 die Synagoge in der Roonstraße. Äußerer Anlass des Gottesdienstes war die Neugründung der jüdischen Kultusgemeinde Kölns. Zuvor hatte die „provisorische Gemeinde“ in einem Schreiben vom 26. April 1945 die Stadtverwaltung darum gebeten, einen Teil der Synagoge Roonstr. instand setzen zu dürfen. Zugleich hatte sie die Militärregierung ersucht, „das jüdische Asyl [...]

in der Ottostr. an die Gemeinde zurückzugeben“ – es war seinerzeit von der NS-Partei beschlagnahmt worden. Nachdem der Bitte stattgegeben worden war, wurden dort ihre Geschäftsstelle und ein Betsaal eingerichtet. In ihm wurde am 29. April 1945 ein erster Gottesdienst gefeiert und die Jüdische Gemeinde Kölns gegründet. Nach einigen Jahren des Provisoriums konnte die Synagoge in der Roonstr. am 6. April 1949 eingeweiht werden. In den 60er, 70er und 80er Jahren hatte die Gemeinde ca. 1300 Mitglieder. Allerdings war sie, wie andere Gemeinden in Deutschland auch, stark überaltert. Das änderte sich nach 1990 durch jene Juden, die aus der einstigen Sowjetunion, vornehmlich aus Russland und der Ukraine, zugewandert sind. Durch sie stieg die Zahl der Gemeindeglieder auf ca. 17.000. Dieser Zuzug brachte eigene Schwierigkeit in die Gemeinde. Die jüdische Identität der Zugewanderten beruht einzig auf ihrer Kennzeichnung als Juden in ihren Pässen – sie wurden hier und da denn auch „Passjuden“ genannt. Sie haben, da ihnen in der Heimat jegliche religiöse Betätigung verboten worden war, oft gar keine, oder nur rudimentäre Kenntnisse über das Judentum. Eine weitere Hürde bei ihrer Eingliederung in die Gemeinde stellte, geradezu natürlich, ihre mangelnde Kenntnis der deutschen Sprache dar.

Sehr früh schon hatte sich die Frage nach der künftigen Nutzung der Synagogen-Ruine in der Roonstr. gestellt. Die wenigen Juden, die wieder in Köln waren, konnten sich nicht vorstellen, dass es jemals wieder einer so großen

Synagoge bedürfe, wie es die Synagoge in der Roonstr. gewesen war - in ihr konnten seinerzeit mehr als 1000 Gläubige Gottesdienst feiern. Hintergrund dieser Skepsis war, dass von den etwa 650 Menschen jüdischen Glaubens, die in Köln wohnten, rund 450 bereits einen Ausreiseartrag in verschiedene Länder gestellt hatten. Deshalb schlug die Synagogengemeinde der Stadt Köln vor, sie möge dafür sorgen, dass das Gebäude künftig kulturell genutzt werde. Gegen dieses Ansinnen wehrte sich Konrad Adenauer, wie er sich auch gegen die Möglichkeit wehrte, auf dem Grundstück ein neues Gemeindezentrum zu bauen. In einer Diskussion sagte er, inzwischen schon Bundeskanzler: „Nein, das wird wieder so aufgebaut, wie es war, das gehört zum Kölner Stadtbild, und ich möchte, dass es so wieder aufgebaut wird, wie es war.“ Auf die Frage, wer denn das alles bezahlen solle, antwortete er: „Das lassen Sie mal meine Sorge sein.“ Mit dem Wiederaufbau wurde das Gemeindeglied Helmut Goldschmidt beauftragt - die Einweihung am 20. September 1959 wurde zum großen Ereignis der Juden in Deutschland. Nicht nur wegen der Teilnahme von Bundeskanzler Konrad Adenauer wurde sie zu einer politischen Demonstration. Und zwar in beide Richtungen: Die Bundesrepublik bekannte sich zum Rechtsnachfolger - also zur Schuld der Deutschen - und die Juden fassten wieder Vertrauen - jüdisches Leben gehörte wieder zur deutschen Normalität. Anlässlich der Einweihung der Synagoge brachte Zwi Asaria, der seinerzeitige Rabbiner der Kölner Gemeinde, sein Buch „Die Juden in Köln - Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ heraus. In diesem Standardwerk zum kölnischen Judentum ist auch die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Kölns dokumentiert.

1952 löste die Ausrufung einer jährlich im Mai anzusetzenden „Woche der Brüderlichkeit“ eine stattliche Kette projüdischer Initiativen aus. Als 1953 die Grundmauern und Reste des Aufgehenden des römischen Statthalterpalastes, des Praetoriums, bei der Grundierung des Neuen „Spanischen Baues“ und auch Ruinenreste jüdischer Bauten freigelegt worden waren, war der Beschluss des kölnischen Stadtrates geradezu selbstverständlich, das gesamte Areal des mittelalterlichen Quartiers der Juden zu einem späteren Zeitpunkt archäologisch untersuchen zu lassen. Und so konnten denn zunächst in den Jahren 1956 und 1957 die Grundmauern der Synagoge, aus der 1426 die Ratskapelle hervorgegangen war, und die darunter befindliche Genisa sowie das Ritualbad, die Mikwe, mit ihrem

16 Meter tiefen Schacht, und später die Grundmauern der Mazzenbäckerei, des Warmbades und des Hochzeithauses freigelegt werden. Als 1989 die Mikwe mit einer gläsernen Pyramide abgedeckt worden war, rückte sie in das Interesse der Kölner Bevölkerung. Nachdem 2007 das gesamte Areal freigelegt worden war, wurde es für die Errichtung des schon lange geplanten und 2006 vom Rat der Stadt beschlossenen Jüdischen Museums hergerichtet. Trotz des oft von Unkenntnis über den bedeutenden Fundus an Judaika, über den Köln verfügt, getragenen Widerstandes konnte am 28. Juni 2018 der Grundstein zum Bau des Jüdischen Museums gelegt werden, das nunmehr den Namen „MIQUA. LVR- Jüdisches Museum im Archaeologischen Quartier“ trägt.



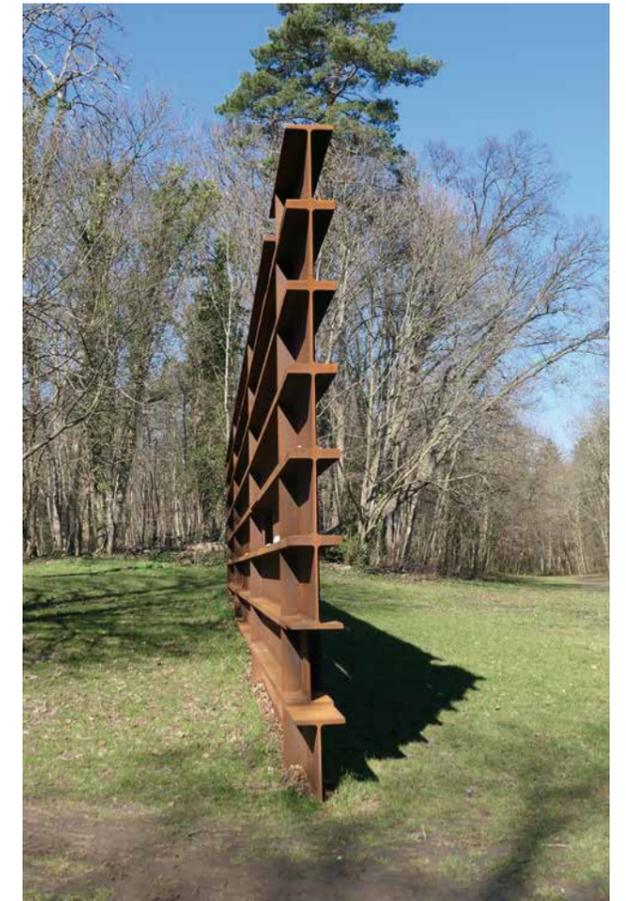
Stolpersteine Familie Tietz, Parkstraße 61



Stolpersteine für 8 Mitglieder der Familie Kaufmann Stadtwaldgürtel 65/69

1958 begann eine Reihe von Aktivitäten zur Annäherung durch Kenntnisse an das Judentum: 1958 gründete sich die „Kölnische Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V.“ 1959 erfolgte die Gründung der „Kölner Bibliothek GERMANIA JUDAICA zur Geschichte des deutschen Judentums“. Damit ist ihr Sammlungsgebiet umrissen; seit 1960 gibt sie ein eigenes Bulletin heraus. Es dauerte nur knapp drei Monate bis alles wieder von vorne loszugehen schien: Zwei 25-jährige, also 1934 geborene Kölner, fühlten sich bemüßigt, die wiedererrichtete Synagoge in der Roonstr. zu schänden: Am 24. Dezember - in der Heiligen Nacht des Jahres 1959 pinselten sie ein Hakenkreuz und den Schriftzug „Juden raus“ auf die Fassade. Beide waren Mitglieder der damals noch nicht verbotenen Deutschen Reichspartei. In der gleichen Nacht schändeten beide auch das Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus am Hansaring. Unter ihm sind die letzten im Klingelpütz Ermordeten bestattet. Diese Tat wirkte wie ein Dammbrech - seither schwappt eine antisemitische Welle nicht nur über Deutschland. Die Untat war aber auch Auslöser für eine stattliche Reihe von Maßnahmen, denen, wie oben dargestellt, 1952 die Gründung der „Woche der Brüderlichkeit“ vorausgegangen war: 1960 war Köln Ort der ‚Woche der Brüderlichkeit‘, die seit 1952 jährlich im März veranstaltet wird; in Köln fand sie nochmals 1970 und im Jahre 2000 statt. 1961 kam es zur Aufnahme freundschaftlicher Beziehungen zwischen Tel Aviv und Köln. 1963 wurde die Ausstellung ‚Monumenta Judaica - 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden im Rheinland‘ ein großer Erfolg; sie war ein halbes Jahr lang geöffnet! Die sie begleitenden beiden Bände bieten eine Fülle von Informationen über das Judentum. 1966 richtete die Kölner Universität das Martin-Buber-Institut und zugleich einen Lehrstuhl für Judaistik ein. 1978 stellte die Synagogengemeinde auf dem jüdischen Friedhof ein Denkmal auf, das an die 1938 geschändeten Torarollen erinnert, die dort beigesetzt worden sind. 1979 gründeten Tel Aviv und Köln eine Städte-Partnerschaft. 1980 stellte das Kölnische Stadtmuseum jüdische Kulturgefäße in einer Sonderschau aus. 1983 wurde der jüdische Friedhof in Vogelsang geschändet. 1984 ist das Jahr eines tödlich endenden Kuriosums: Prof. Dr. Hermann Greive wurde an seinem Arbeitsplatz, dem Kölner Martin-Buber-Institut, von einer ehemaligen Studentin getötet, weil sie einen christlichen Vertreter des Faches Judaistik nicht erdulden konnte. 1992 begann der Künstler Gunter Demnig (*1947) mit der Fertigung und Verlegung von Stolpersteinen, die er vor dem letzten Wohnsitz eines Betroffenen in den Belag des Gehweges einlässt: Die zehn mal zehn Zentimeter großen und auf einen Pflasterstein montierten Messingschilder mit den Daten von Menschen, die wegen ihrer jüdischen Konfession von den Nationalsozialisten deportiert, vertrieben, ermordet oder in den Suizid getrieben worden sind. Sie veranlassen die Passanten zum Stillstand und zur Neigung des Kopfes nach Art einer achtungsvollen Verbeugung vor dem Opfer der Nationalsozialisten. Die inzwischen sehr hohe Anzahl der Stolpersteine hat sie zum größten dezentralen Denkmal der Welt gemacht. Ihre Vielzahl ist ein sichtbarer Hinweis auf die Dimension der Schandtaten, die im Namen des deutschen Volkes von den Nationalsozialisten begangen worden sind und keine Exkulpation finden kann.

1996 wurde die Idee geboren, einen Förderverein zur Errichtung eines Jüdischen Museums in Köln zu gründen und in die Tat umgesetzt: Ziel war der Bau eines „Hauses und Museums der jüdischen Kultur“ in Köln. Gegen viele Widerstände konnte denn am 28. Juni 2018 der Grundstein zum Bau des Hauses gelegt werden, das nunmehr den Namen „MIQUA. LVR- Jüdisches Museum im Archaeologischen Quartier“ trägt. 2005 besuchte Papst Benedikt XVI. die Synagoge und somit auch die Kölner Synagogengemeinde. 2008 wartete das NS-DOK mit der Ausstellung „Jüdisches Leben in Köln 1918-1945“ auf.



2020 Errichtung des von Simon Ungers entworfenen Denkmals für das Deportationslager Müngersdorf. 2021 wird die bronzene, von Jürgen Hans Grümmer 1966 gestaltete Gedenktafel, mit der an den Standort der Synagoge in der Glockengasse erinnert wird, in den Boden eingesenkt, um deren Standort kenntlich zu machen.

Die Kölner Synagogengemeinde bietet Führungen zur Synagoge in der Roonstr. an - dabei werden auch Fragen zum Judentum beantwortet. Tel.-Nr. 0221 - 9215600

Literatur zum Kölnischen Judentum:
Zvi Asaria (Hg.): Die Juden in Köln - von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln 1959
Matthias Schmandt: Judei, cives et incole: Studien zur jüdischen Geschichte Kölns im Mittelalter (Forschungen zur Geschichte der Juden, Band 11), Hannover 2002

Jürgen Wilhelm (Hg.): *Zwei Jahrtausende jüdische Kunst und Kultur in Köln*, Köln 2007
 Barbara Becker-Jäckli: *„Das jüdische Köln – Geschichte und Gegenwart“ - Ein Stadtführer*, Köln 2012

„Judensau“, Judenprivileg und mehr - Zeugnisse jüdischer Geschichte im Kölner Dom

Dr. Joachim Oepen

Wenn man auf die so lange, reichhaltige und vielfältige Geschichte der Juden in Köln blickt, mag es auf den ersten Blick überraschen, dass bedeutende und keineswegs wenige Zeugnisse jüdischer Geschichte im Kölner Dom, einem christlichen Gotteshaus anzutreffen sind. Man muss sich allerdings vor Augen halten, dass Christen und Juden im Alten Testament ein gemeinsames Erbe haben. Im mittelalterlichen „orbis christianus“ waren die Juden zudem die einzige geduldete gesellschaftliche Gruppe, die nicht christlich war, bildeten aber gleichwohl einen Fremdkörper in einer Gesellschaft, die prinzipiell auf der Basis des christlichen Glaubens auf Einheitlichkeit ausgerichtet war. Das führte bekanntlich zu fürchterlichen Pogromen sowie in Köln 1349 und 1424 zur Vertreibung der Juden. Gleichzeitig war der Kölner Erzbischof, dessen Kathedrale der Dom bis heute ist, Schutzherr der Juden. Hier tut sich ein Spannungsfeld auf zwischen jüdischem Erbe, Judenschutz und Judenverfolgung – ein Spannungsfeld, das sich nicht zuletzt in konkreten Objekten und Darstellungen im Kölner Dom niederschlägt. Auch für das 19. Jahrhundert ist das Thema von Interesse, war der Dom doch zum Wahrzeichen der Stadt und des Rheinlandes und darüber hinaus zum Nationaldenkmal geworden. So ist es zu erklären, dass sich an seiner Fertigstellung seit 1842 eben auch jüdische Bürgerinnen und Bürger beteiligten, was ebenfalls noch heute sichtbaren Niederschlag im Dom fand.

1. Zeugnisse jüdischen Lebens im Kölner Dom

Exemplarisch seien einige wenige Darstellungen von Juden und Zeugnisse jüdischen Lebens im Kölner Dom in aller Kürze vorgestellt. So sind am Dreikönigenschrein (ca. 1190–1225) die beiden Henkersknechte bei der Geißelung Christi anhand des sog. Judenhutes eindeutig als Juden zu erkennen. Hierbei handelt es sich um eine eindeutig antijüdische, ja diffamierende Darstellung, denn die beiden Männer werden auf Grund ihrer Funktion (Henker) als Feinde Christi gekennzeichnet und weisen zudem karikaturhaft verzerrte Gesichtszüge auf; der linke Scherge ist mit der sprichwörtlichen Hakennase ausgestattet. Hingegen werden im Älteren Bibelfenster (um 1260) in der Achskapelle des Domes die Juden, anhand der Kopfbedeckungen kenntlich gemacht, in einer alttestamentlichen Szene (Darbringung Samuels im Tempel) neutral dem Volk Israel zugeordnet, mit dem Gott einen Bund geschlossen hatte. Hierbei handelt es sich also nicht um eine herabsetzende oder negative Darstellung.

Wenn wir einen Sprung ins 19. Jahrhundert machen, finden wir unter den Kölner Bürgern, die sich für den Weiterbau des Doms engagierten, auch die jüdische Bankiersfamilie

Oppenheim. So ließ Simon von Oppenheim dem Dom erhebliche Geldsummen zukommen. Zusammen mit seiner Ehefrau 1880 stiftete er aus Anlass der Goldhochzeit ein großes vierbahniges Fenster, mit u. a. dem Wappen der Oppenheims und der Darstellung von Personen aus dem Alten Testament. Wieder eine andere Sprache spricht das sog. „Kinderfenster“ (1966–68) im nördlichen Querschiff. Was man dort wahrnimmt, ist kaum zu glauben, weist es doch noch 20 Jahre nach dem Ende der NS-Zeit judenfeindliche Klischees und verunglimpfende antisemitische Darstellungen auf.

Bei diesen vier Beispielen soll es bleiben, um im Folgenden näher auf zwei zentrale, ja spektakuläre Objekte im Kölner Dom einzugehen: das Judenprivileg von 1266 und die Darstellung einer sog. „Judensau“ im Chorgestühl des Domes (um 1308–1311). Beide befinden sich bis heute keine 20 Meter Luftlinie auseinander in situ, sind in einem zeitlichen Abstand von weniger als 50 Jahren im unmittelbaren Umfeld von Erzbischof und Domkapitel entstanden und könnten bei unkritischer Betrachtung keine gegensätzlicheren Botschaften aussenden: hier Schutz und Privilegierung der Juden, dort widerlichste Diffamierung jüdischer Menschen und Religion.

2. Das Judenprivileg im Kölner Dom (1266)

„Wir, Engelbert, von Gottes Gnaden Erzbischof der heiligen Kölner Kirche, tun allen und auf ewige Zeiten kund: Die alten Freiheiten der Juden in der Diözese Köln sind wiederherzustellen und zu Recht zu schützen.“ Diese hier stark verkürzt und aus dem Lateinischen übersetzt wiedergegebenen Worte ließ der Kölner Erzbischof Engelberg von Falkenburg 1266 verkünden und in Stein meißeln, wie man bis auf den heutigen Tag im nördlichen Chorseitenschiff des Doms sehen und lesen kann.

Bei diesem sog. Judenprivileg handelt es sich um eine in Stein gehauene Inschrift von mehr als zwei Meter Höhe und fast ein Meter Breite. Auch sonst ist das aus zwei französischen Kalksteinplatten bestehende Objekt durchaus beeindruckend; die sorgfältig ausgeführten Buchstaben sind mit Pech ausgegossen. Aber auch inhaltlich ist das Judenprivileg ungewöhnlich, denn wir haben es mit einer Urkunde zu tun, wie man sie sonst eher in Form einer besiegelten Pergamenturkunde kennt. Den Zehntausenden Urkunden, die für Köln aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit überliefert sind, stehen lediglich 18 als Inschrift nachgewiesene Urkunden gegenüber, viele davon längst nicht mehr erhalten.

Warum aber ein solches Privileg des Kölner Erzbischofs für die „Juden in der Diözese Köln“? Die Erzbischöfe reklamierten im 12./13. Jahrhundert den Judenschutz im gesamten Gebiet des Erzbistums für sich und vermochten ihn jedenfalls für den Bereich des späteren Kurfürstentums auch erfolgreich durchzusetzen. Der Judenschutz, den der Erzbischof hier als Landesherr wahrnahm, war finanziell durchaus einträchtig, hat man die Juden doch entsprechend zu Steuern herangezogen. So wurde aus dem Judenschutz ein nutzbares Recht, das Judenregal. Als Schutzherrn der Juden stellen die Kölner Erzbischöfe in den Jahren zwischen 1250 bis 1372 insgesamt 11 Privilegien bzw. Schutzbriefe für Juden aus, nicht zuletzt auch, um sich das Judenregal zu sichern, das die territorialpoli-



Köln, Dom, Judenprivileg, Vorderansicht, Gesamtansicht

litischen Konkurrenten der Erzbischöfe ebenfalls versuchten an sich zu bringen. Alle diese Schutzbriefe der Erzbischöfe waren herkömmliche Pergamenturkunden, außer eben dem Judenprivileg im Dom. Die Gründe für die Ausfertigung als Inschrift dürften darin liegen, dass alle anderen Schutzbriefe zeitlich befristet waren, das steinerne Judenprivileg aber „in perpetuum“, also ewig gelten sollte. Zudem war, wie wir noch sehen werden, dem Erzbischof selbst dieses Privileg offenbar wichtig, weshalb es in der Öffentlichkeit, konkret im Bereich des Kölner Doms, Hauptkirche und kultisches Zentrum des Erzbistums, aufgestellt wurde.

Im Wesentlichen sind in dem steinernen Judenprivileg drei Punkte benannt: (1.) Den Kölner Juden wird das Begräbnisrecht auf ihrem vor den Stadtmauern gelegenen Friedhof zugesichert und dass die „Ehrfurcht“ dieses Ortes nicht durch irgendwelche Hinrichtungen in unmittelbarer Umgebung beeinträchtigt wird. Also eine ausgesprochen freundliche Haltung des Erzbischofs den Juden gegenüber, bei der man sich vor Augen führen muss, dass für eine jüdische Gemeinde ein Friedhof ebenso konstitutiv war wie eine Synagoge und

eine Mikwe. Der Erzbischof stellte also eine Grundbedingung sicher, damit eine jüdische Gemeinde überhaupt existieren konnte.

Diesen Friedhof kennen wir recht genau. Er lag im Süden der Stadt vorm Severinstor, an der heutigen Bonner Straße, im Gebiet von Markthalle und Güterbahnhof. Als „Judenbüchel“ oder „Zum toten Juden“ wurde daher die Gegend noch bis ins 20. Jh. bezeichnet, nachdem die letzten jüdischen Beerdigungen im 17. Jahrhundert durch die jüdische Gemeinde Deutz stattgefunden hatten. Im 19. Jahrhundert siedelten sich dort Vergnügungslokale an, und recht bekannt ist ein Lied von Willi Ostermann, der 1930 ein deftiges Tanzvergnügen „am dude jüd“ beschrieb.

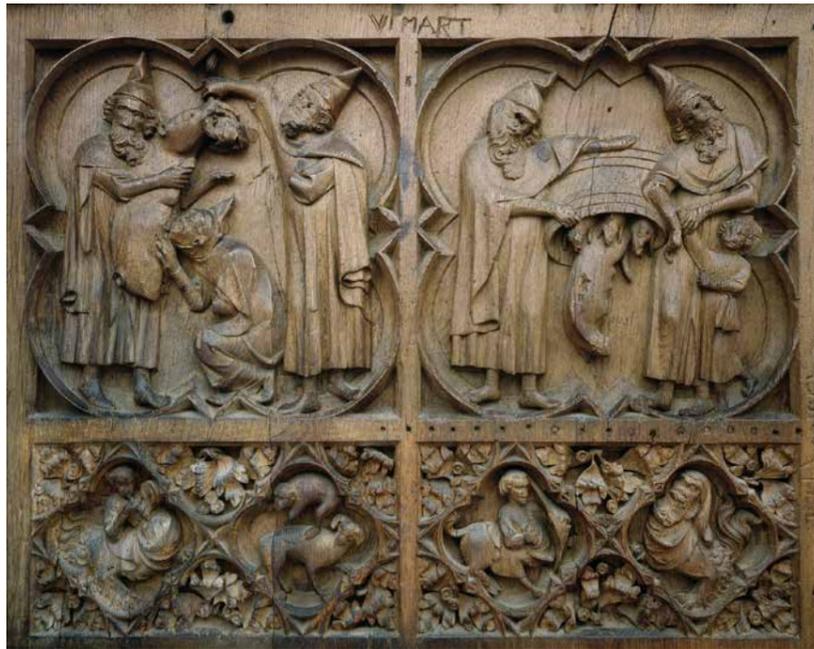
Den Juden wird zugesichert, dass sie für die von ihnen gehandelten Waren im Herrschaftsbereich des Erzbischofs keinen höheren Zoll zahlen als Christen. Findet hier also eine Gleichsetzung mit christlichen Kaufleuten statt, kommt es (3.) in einem sehr knapp formulierten Punkt zu einer faktischen Monopolstellung für jüdische Geldleiher: Kein Christ, der Kreditgeschäfte betreibt, darf sich in der Stadt Köln niederlassen, „weil den Juden dadurch Schaden erwächst.“ Warum räumt der Erzbischof den Juden solche Exklusivrechte ein? Es liegt auf der Hand, hier eine Verbindung mit der seinerzeit durchaus wichtigen Rolle der Kölner Juden als Finanziers des Erzbischofs zu sehen. Im Klartext: Die Juden erhalten Vorteile, damit der Erzbischof an günstigere Kredite kommt. Das wirft nebenbei ein Schlaglicht auf die wirtschaftliche Situation der Kölner Judengemeinde, die schlichtweg begütert war.

Das Judenprivileg ist also eine frühe wichtige Quelle für die Geschichte der Juden im Rheinland und in Köln, ferner für das Verhältnis zwischen Erzbischof und Christen einer- und den Juden andererseits. Allerdings ist diese Steinurkunde weder ein Dokument für die Menschenfreundlichkeit von Erzbischof Engelbert noch ein Ausweis für christliche Toleranz den Juden gegenüber. Nein, die Hintergründe sind handfester politischer und wirtschaftlicher Natur: Es handelt sich um einen Rechtsakt eines Landesherrn, der zum Schutz dieser Gruppe verpflichtet ist. Dieser Pflicht kommt der Erzbischof nur allzu gerne nach, möchte er doch die Finanzkraft der Juden erhalten – zu eigenen Zwecken, um nämlich Steuereinnahmen und mögliche Kreditaufnahmen sicherzustellen. Zugespielt formuliert schützen die Kölner Erzbischöfe die Juden vor Pogromen, die „Vermögensschäden“ für den Erzbischof zur Folge haben. Doch trotz aller Nützlichkeits-erwägungen: „Da der Erzbischof im Sprengel seiner Diözese der ‚oberste Christ‘ war, hatte seine Haltung gegenüber den Juden eine gewisse symbolische Wirkung, wenn zur Rechtfertigung von Judenfeindschaft religiöse Gründe ins Feld geführt wurden.“ So eine Feststellung des Bonner Historikers Wilhelm Janssen.

3. Die „Judensau“-Darstellung im Chorgestühl des Kölner Doms (um 1308/1311)

Das Chorgestühl im Kölner Dom: Es ist das größte und bedeutendste aller Chorgestühle des Mittelalters in Deutschland. Wie häufig bei solchem Schnitzwerk öffnet sich dem Betrachter eine bunte Welt von Menschen – schlafend,

lachend, musizierend, in sexueller Betätigung –, dann Fabelwesen, Dämonen, Monster und üppige Vegetation; mittendrin dann gleich zwei sog. „Judensau“-Darstellungen. Was ist zu sehen? (1.) Drei Juden sind an spitzen Judenhüten erkennbar, von denen einer ein Schwein hochhält, ein zweiter es füttert und ein dritter davor kniet und an den Zitzen saugt. (2.) Ein Jude kippt einen Trog um, aus dem eine Sau und drei Ferkel fallen; ein zweiter führt ein Kind mit Kreuznimbus herbei. Offenbar soll auf einen jüdischen Ritualmord an einem christlichen Kind angespielt werden, was eine eindeutig spätere kurze Inschrift („WI MART“ = „Werneris martyrium“) mit dem angeblichen Ritualmord an dem hl. Werner von Bacherach (1287) in Verbindung bringt. Beide Darstellungen lassen sich nicht anders als perfide antijüdisch bewerten – und das auch schon mit den Maßstäben des Mittelalters. Dabei ist die Verbindung von Juden und Schweinen gleich im doppelten Sinne herabsetzend: Schweine sind nach jüdischen rituellen Speisevorschriften unrein. Indem man den Juden einen intimen Umgang mit Schweinen wie das Saugen an den Zitzen unterstellt, findet eine bewusste Verspottung jüdischer religiöser Bräuche statt. Zudem werden die Juden als wesensverwandt mit Schweinen angesehen, ihnen werden ähnliche Eigenschaften zugeschrieben. Nicht nur in der Kunst gilt das Schwein als Sinnbild für Gefräßigkeit, Unmäßigkeit und alles Unreine, weiß doch bis heute jeder, was gemeint ist, wenn es von jemanden heißt, „er benimmt sich wie ein Schwein“.



Köln, Dom, Chorgestühl, Wange NC, Darstellung der sog. Judensau

„Judensau“-Darstellungen wie sie im Dom zu finden sind, gibt es zumeist im Außenbereich von Kirchen, als Bauplastik wie bei Wasserspeiern und Kapitellen, besonders dicht in Bayern und Sachsen-Anhalt; breiteren Kreisen ist die „Judensau“-Darstellung an der Stadtkirche Wittenberg bekannt. Dieses Motiv lässt sich ausschließlich im deutschen Sprachgebiet nachweisen – also ein spezielles Problem des deutschen Antijudaismus. Damit nicht genug: Die um 1230

einsetzende Geschichte der „Judensau“-Darstellungen erfährt im Laufe der Jahrhunderte eine immer weitere Zuspitzung. Ohne auf Details einzugehen, führt tatsächlich eine unmittelbare Linie von solchen Darstellungen wie am Chorgestühl des Kölner Doms über die frühe Druckgraphik hin zu den übelsten verbalen Beschimpfungen des 20. Jahrhunderts, wenn etwa in den frühen 1920er Jahren rechte und NS-Kreise forderten: „Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau“. Wir wissen, wie die Hetzjagd gegen den deutschen Außenminister jüdischer Herkunft endete: 1922 wurde er tatsächlich ermordet. Trauriger Höhepunkt war schließlich, als dann im Dritten Reich das zusammengesetzte Substantiv „Judensau“ zu „Saujude“ umgestellt und entsprechende Hetzparolen etwa an jüdische Geschäfte geschmiert wurden.

Die beiden „Judensau“-Darstellungen im Chorgestühl des Kölner Doms reihen sich ein in die unschöne Geschichte solcher Darstellungen. Sie sind ein unverhohlenes Zeugnis für den mittelalterlichen Antijudaismus und gehören zu den Wurzeln des neuzeitlichen Antisemitismus. Da gibt es nichts zu verharmlosen und zu beschönigen. Aber auch hier muss den Menschen früherer Zeiten Gerechtigkeit widerfahren, denn die Darstellung der „Judensau“ ist im Kontext des gesamten Chorgestühls zu sehen. So findet sich in einer Wange gleich gegenüber die Darstellung alttestamentlichen Königs Salomon als guter, gerechter, weiser Richter – hier also eine Wertschätzung, wenigstens aber Achtung auch der jüdischen Religion.

4. Zusammenfassung

Wir erkennen an diesem Gegenüber der beiden ausführlicher vorgestellten Objekten, dass sich die Geschichte des Verhältnisses von Christen und Juden eindeutigen Bewertungen entzieht, die mit den Adjektiven judenfreundlich, neutral oder antijüdisch zu belegen wären. Tatsächlich zeigt sich ein sehr viel komplexeres Geflecht des Verhältnisses von Juden und Christen, das einer differenzierten Betrachtung bedarf, und dies nicht nur aus der Rückschau der Jahre von 1933 bis 1945: Da sind übelste antijüdische Darstellungen und solche, die von einer Wertschätzung jüdischen Glaubens zeugen, unverbunden gleich nebeneinander anzutreffen. Da tritt der oberste Christ des Erzbistums, der Erzbischof, als Schutzherr der Juden auf und privilegiert die

jüdische Gemeinde, aber keineswegs aus frommen oder christlichen Motiven, sondern vor allem aus politisch-ökonomischen Nützlichkeitsabwägungen. Dennoch, im Ergebnis waren es solche Obere der christlichen Kirche, die Juden noch am ehesten vor Verfolgung geschützt haben.

Das Judenprivileg befindet sich von seiner Entstehung an bis heute ununterbrochen im Kölner Dom. Ganz andere Schicksale musste hingegen die Gemeinschaft der mit dieser Steinurkunde privilegierten Juden erleiden: Pogrome zur

Zeit der Pest 1349, Vertreibung der Juden aus Köln 1424 und insbesondere die Schoa des 20. Jahrhunderts. In diesem Sinne bekommt das Judenprivileg als Zeugnis jüdischen Lebens, das so eng mit der Geschichte dieser Stadt und auch mit der Kirche von Köln verknüpft ist, den Charakter eines Mahnmals für das Verhältnis von Christen und Juden.

Beide Zeugnisse, insbesondere aber die „Judensau“-Darstellung können wir auch als Anfrage ansehen, wie wir heute, wie unsere Gesellschaft und wie jeder Einzelne von uns mit dem Anderen, dem Fremden im Allgemeinen umgeht, aber auch mit unseren jüdischen Mitbürgern und Mitbürgerinnen im Besonderen. Damit wird auch die „Judensau“-Darstellung letztlich zum Mahnmal. Und auch wenn beide Objekte aus ferner Zeit stammen, erhält dieses Thema leider eine große Aktualität, wenn etwa im Deutschland des Jahres 2021 Juden nicht ohne Gefahr für Leib und Leben in der Öffentlichkeit eine Kippa tragen können.

Dieser Beitrag endet in gewisser Weise offen, denn schon seit mehr als 20 Jahren gibt es eine Diskussion, wie man am Kölner Dom, aber auch anderswo mit solchen „Judensau“-Darstellungen umgehen soll: Verdrängen? Entfernen? Verstümmeln? Kommentierendes Einordnen? Eine differenzierte Antwort auf diese Fragen bedürfte eines eigenen Beitrags. Der dezidierten Meinung des Autors nach ist indessen auch die Kölner „Judensau“-Darstellung ein Teil, wenn auch ein höchst unbequemer unserer Geschichte und darf nicht verschwiegen werden. Im Gegenteil würde eine Demontage nichts von allem Leid jüdischer Menschen ungeschehen machen, hervorgebracht auch von Gedanken und Vorstellungen, wie sie sich in solchen Darstellungen manifestieren. Diese vermögen vielmehr als Mahnmale dienen, als Mahnmale, die es einzuordnen gilt – etwa künstlerisch, liturgisch oder kommentierend – und die zur Auseinandersetzung aufrufen, die bestenfalls mündet in einem „Nie wieder!“

Literatur: Das „Kölner Domblatt 73 (2008)“ behandelte unter dem Titel „Der Kölner Dom und »die Juden«“ das Thema ausführlich in mehreren Beiträgen. Wegen der großen Nachfrage erfolgte 2018 ein Nachdruck unter gleichem Titel. Ergänzend dazu erschien im „Kölner Domblatt 85 (2020)“ der Beitrag von Bernd Wacker: „Osten-tative Ahnungslosigkeit. Das sogenannte Kinderfenster im Kölner Dom. Geschichte, Theologie und Ideologie, S. 190–227.“

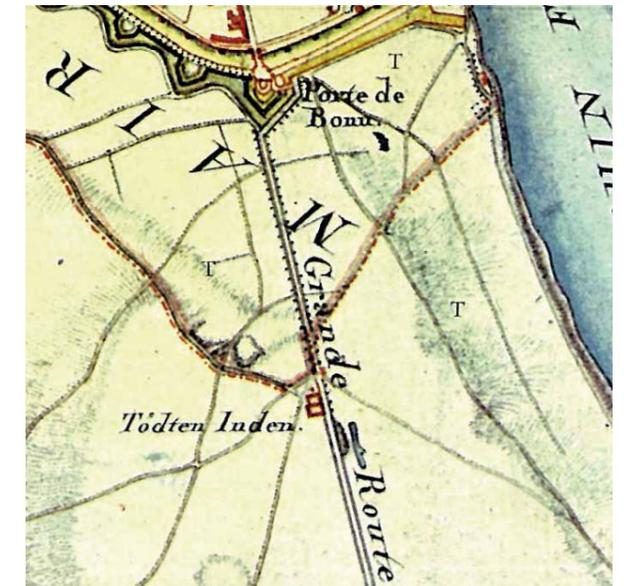
„Ewiges Haus“ - „Haus des Lebens“

Hans-Georg Tankiewicz

Der jüdische Friedhof wird im Hebräischen „Beth Hachaim“ = Haus des Lebens, „Beth Olam“ = Ewiges Haus, Haus der Gräber oder „Guter Ort“ genannt. Diese Bezeichnungen drücken aus, was der Friedhof im Judentum ist – ein Ort der Ruhe, auf dem die Toten ungestört dem jüngsten Tag, an dem der Messias kommt, entgegen schlafen. Für Juden ist der Ruheplatz eines Toten unantastbar. Der Friedhof ist in der jüdischen Tradition noch wichtiger als die Synagoge und wird auch „Haus des Lebens“ oder „ewiges Haus“ genannt. Die Juden glauben an die leibliche Auferstehung der Toten am jüngsten Tag. Deshalb gibt es auf einem

jüdischen Friedhof keine Liegefristen wie auf einem christlichen. Dort gibt es auch keine „Rütteltests“ bei Grabsteinen, fällt einer um, so bleibt er liegen. Die Grabstelle des Verstorbenen gilt als sein Eigentum. Jeder jüdische Friedhof wird geschützt durch Einzäunung, in der Regel Hecken, und ein verschließbares Tor.

Die jüdischen Friedhöfeansichten werden keiner intensiven Pflege unterzogen, so werden die Gräber auch nicht mit Blumen geschmückt. Die Juden legen lediglich, wie man auch im Abspann des Filmes „Schindlers Liste“ erkennen kann, Steine als Zeichen der Verehrung für die Toten auf den Grabstein. Die israelitischen Begräbnisstätten dürfen am Sabbat nicht betreten werden.



Vor der Anlage der jüdischen Friedhöfe auf der „Schäl Sick“ existierte im heutigen Stadtteil Raderberg ursprünglich vor mittelalterlicher Stadtmauer und -tor an der Bonner Straße eine jüdische Begräbnisstätte, die eine schriftliche Erwähnung (collis judaicus - Judenhügel) erstmals in der Mitte des 12. Jahrhunderts fand. Im Jahr der Pest, 1349, wurde nicht nur das jüdische Viertel von aufgebrachten Kölnern, die die Juden für die Seuche verantwortlich machten, in Mitleidenschaft gezogen und dessen Bewohner in großer Zahl ermordet, sondern auch der Friedhof am Judenbüchel (Böchel, Büchel = Anhöhe, Hügel) wurde heimgesucht, die Gräber wurden geschändet. Obschon er in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts wohl wieder kurzzeitig von der „neuen“ jüdischen Gemeinde genutzt wurde, folgte ein weiterer Einschnitt 1424 durch die Ausweisung der Juden aus der Stadt, dennoch scheint er weiterhin genutzt worden zu sein, auch von den in Deutz angesiedelten Juden, bis er 1474 durch die Kriegsscharmützel des Burgunders Karl den Kühnen im Zuge der „Kölner Stiftsfehde“ (Neusser Krieg) zerstört wurde. Grabsteine sind als Baumaterial zweckentfremdet worden (sogar im Hansa-Saal des Kölner Rathauses). Doch erst Ende des 17. Jahrhunderts (1695) wurde die Begräbnisstätte schließlich nach Deutz verlegt und bis in die vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts genutzt, so dass der „Judenbüchel“ in Vergessenheit geriet und erst in der Zeit der Weimarer Republik bei Bauar-

beiten am Güterbahnhof Bonntor 1922 wieder ins Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit gerückt wurde. Heute findet sich auf dem Friedhof in Bocklemünd eine Erinnerungsstätte (s. Foto), ein Lapidarium, in dessen Mitte eine Säulenfragment aus der mittelalterlichen Synagoge vor dem Kölner Rathaus zu sehen ist. Die Inschrift lautet: „Diese Anhebe und dieser Stein sind Zeugen für die Toten der alten heiligen Gemeinde Kölns, deren Gebeine (ein)gesammelt und hier begraben wurden im Jahr 5697 (1936, Anmerkung d. Red.)“. Grabstätten und Gebeine wurden 1936 auf den neuen jüdischen Friedhof in Bocklemünd umgebettet.



Den meisten Kölner ist der alte Judenfriedhof in der „Südstadt“ aber in Erinnerung durch ein Lied das lange Zeit in Text und Melodie Willi Ostermann zugeschrieben wurde und auf eine „Volksvergnügungsstätte“ Bezug nahm (Wrede Bd. 1, S. 392: „1855 Un för der Pozen steit en Huus - Dat heisch der duhde Jüd.“). Auf der Internetseite der „Willi-Ostermann-Gesellschaft (Am Dude Jüdd - Willi Ostermann (willi-ostermann.de) findet sich die folgende Fassung:

Am Dude Jüdd

Et Schäfersch Nett, et Schruppe Zillije · 1907

Well mer laache - sich vermaache,
muß noh'm „Dude Jüdd“ mer gon,
wo se Walzertempo danze,
wo de Löhrgaß hät et Ganze,
wo met Schlöppcher - Polkaköppcher
sich bewäg de Nobeleß,
wo präzis faß jede Sonndag,
unter anderm Stammgaß es:

Et Schäfersch Nett, et Schruppe Zillige,
et Leppenbell, dat danz gewöhnlich d'r Kadrillje,
et Seife-Klör em Sonndagsstaat,
alles War vum Tietze Leienad,
et Schmitze Plünn em fußfrei Röckche,
et fussich Julche met de lila, lila Söckcher
un et „Juß“, o stäänekränk,
meschtendeils d'r Dreitritt schwenk.

Su zo schwevve - es e Levve
für die Stollwercks-Hotvullee,
keinen Danz weed üvverschlage,
nor geschweiß un nix em Mage.
Schleif de Lappe - nor berappe
Usus es am „Dude Jüdd“ -
trotzdem sin wie us dem Hüschke,
spellt de Musik: „Nimm mich mit“:

Et Schäfersch Nett...

Immer friedlich un gemütlich
geht am „Dude Jüdd“ et zo,

ävver nor beß 9 - 10 Ohre
die Gemütlichkeit deit dore.
Denn vum Driehe - op de Ziehe
sin nachher se doll un voll,
alles fängk sich ahn zo plöcke
un et hät sich met der Woll:

Et Schäfersch Nett..

In der Liedersammlung der Akademie für uns kölsche Sproch (Liedersammlung | Akademie für uns kölsche Sproch der SK Stiftung Kultur (koelsch-akademie.de)) werden als Texter neben Ostermann H(enri) Christiné und G. Lascombe aufgeführt, ersterer wird neben Vincent Scotto auch für die Musik verantwortlich genannt. Wer dieses Lied heute noch hören möchte sei auf King Size Dick als Interpreten verwiesen [„Em richtige Veedel...-De Bläck Fööss singe Leeder vun Willi Ostermann“ (1985) bzw. „Kölsche Spezialitäten“ (1995)]. King Size Dick verkörpert zwar im Video, das auf YouTube zugänglich ist (Bläck Fööss - Am Dude Jüdd - YouTube), den Wirt des Tanzlokals als Juden, wie an der Kippa leicht nachzuvollziehen ist, diese Maskerade ist jedoch rein spekulativ.

Ursprünglich wurde jedoch der „Jlönije Fuss“ von der „Schäl Sick“ als Autor und Komponist vermutet und auch gefeiert. Richtig aber ist wohl, dass der damals in Köln sehr populäre Krätzjessänger - wie übrigens so mancher damals und heute - sich gedacht hat: „Besser gut geklaut, als schlecht komponiert.“ So hat er wohl in einem Akt von Schafensnot - seine Anhänger verlangten immer wieder neue Lieder - auf eine alte französische Weise zurückgegriffen, von der er dann glaubte, dass sie niemand kenne. Ihm kam die Melodie des Chansons, die eine Mischung von „Polka-, Tango- und Militärmusik“ war, »La petite Tonkinoise« (eine kleine Tokanese-Katze) von Vincent Scotto gerade recht. Sie war 1906 durch die Interpretation Pierre-Paul Marsalé (Künstlername: Polin) und vor allem durch Esther Lekain bekannt geworden, bevor sie 1930 in der Version von Josephine Baker populär wurde. Diese Popularität wurde dem Kölner Sänger zum Verhängnis, er musste eine Strafe zahlen und

auch die Quellenangabe ändern, für die Musik wurde nun eine „Volksweise“ zitiert. Ostermann folgte einer nicht nur in seiner Zeit geläufigen Praxis. Da er auf Grund der hohen Nachfrage gar nicht genügend Zeit fand, selbst zu texten, kaufte er zum Preis von 50 Pfennigen bei Bedarf. Weil er sie bezahlt hatte, glaubte er, das Recht zu haben, sie als seine eigenen auszugeben.

Bekannt in Köln wurde der ca. 29.000 Quadratmeter große, erstmals 1146 bezugte Friedhof, der in der Höhe des Bischofswegs an der heutigen Einmündung der Brühler Straße/ Raderberger Straße in die Bonner Straße lag, jedoch im Mittelalter eher durch die Hinrichtungsstätte, die - ähnlich wie an der Aachener Straße gegenüber von Melaten - zur Abschreckung und Dokumentation von Recht und Ordnung für die Vorbeiziehenden diente. Skelette von Hingerichteten, die man 1922 bei den Bauarbeiten fand, legen diese Funktion nahe. So verweist ja auch der Name des Stadtteils möglicherweise auf die im Mittelalter nicht unübliche Hinrichtungsart des „Räderns“, andere Sprachforscher bevorzugen eher die Ableitung des Namens vom dort „gerodeten Wald“. Der Historiker und ehemalige Stadtarchivar Hermann Keussen fand heraus, dass am 5. August 1163 eine Verbrennung von 4 Katharern aus Flandern, die vorgaben, die wahren Christen zu sein, auf dem Scheiterhaufen am Judenbüchel stattfand. So makaber es klingt, aber im Mittelalter und in der frühen Neuzeit war eine Hinrichtung eine Art Spektakel, das zahlreiche Zuschauer anzog (heute sind auch die Gaffer bei



Unfällen ansonsten nicht erklärbar). Zwar wurden diese Exekutionen durch Erzbischof Engelbert II. von Falkenburg ein Jahrhundert später (Dekret von 1266, das gerechte Behandlung und ungestörte Benutzung des Friedhofs anordnete) zunächst untersagt, doch das Verbot wurde spätestens ab 1474 wieder hinfällig. Ab der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert wurde aus dem Umfeld dann eine Stätte für Turniere (ein erstes öffentliches Turnier soll schon 1384 stattgefunden haben), Volksbelustigung und Vergnügen, was dann durch eine Ansiedlung von Gaststätten und Tanzsälen begleitet bzw. begünstigt wurde.

Das o.a. Lied nun spielt auf die zahlreichen Tanzveranstaltungen, die dann im frühen 20. Jahrhundert wohl immer noch stattgefunden haben, was ja auch zur häufig verwendeten Bezeichnung der „Roaring Twenties“ passt. Tanztees mit Jazzmusik u.a. waren ein beliebtes Freizeitvergnügen. Die im Lied beschriebene Situation spielt denn auch in einem Tanzlokal in der Kölner Vorstadt. Dies ist nicht der Ort die genannten Personen in ihrer Gesamtheit vorzustellen und einzuordnen. Im Rahmen der Veröffentlichung dieses Artikels sei jedoch verwiesen auf die Bezugnahme auf „Tietze Leienad“ (vgl. dazu den Artikel „Kaufhaus-Könige“), der wohl jedem Kölner nicht nur damals ein Begriff gewesen war und heute noch ist.

„Dort vor den Toren Kölns gab es mehrere Ausflugslokale, eins davon war bis 1928 das Ball- und Konzertlokal »Neues Zollhaus« mit der Adressangabe »Arnoldshöhe (Totdenjuden), Bonnerstr. 138«, das ein beliebtes Tanzlokal für die Bewohner der Südstadt war.“ (Am Dude Jüdd (kallendresser.de) Heute noch umfasst das Veedel „Arnoldshöhe“ die Straßen: Bonner Str. (Rodenkirchen), Gaedestr., Mertener Str., Raderberggürtel, Reiterstaffelplatz, Sinziger Str. und auch ein Tennis-Club im Kölner Süden firmiert unter diesem Namen.

Unter den Nazis wurde dann im Jahre 1936 die Enteignung und Schließung des Friedhofs angeordnet. Im selben Jahr wurde dann an dieser Stelle - eine bewusste Provokation - gegenüber der auch den Nazis bekannten Tradition der Juden, eine Begräbnisstätte als „ewiges Haus“ zu würdigen, eine Großmarkthalle eröffnet, wo noch eine Info-Tafel des Kulturpfades Rodenkirchen auf den ehemaligen Friedhof hinweist. Das jetzige Gelände des Marktes soll als Teil des Bauvorhabens „Parkstadt Süd“ komplett neu entwickelt werden.

Ein herzliches Dankeschön gilt Marita Dohmen für die kenntnisreichen Hintergrundinformationen zum Lied von Willi Ostermann.

„Haus des ewigen Lebens“ Deutz - Mülheim

Hans-Georg Tankiewicz

Damit die folgenden Ausführungen richtig eingeschätzt werden, muss vorweggeschickt werden, dass Deutz bis 1888 eine selbstständige Stadt gewesen und die Eingemeindung Mülheims nach Köln erst 1914 vorgenommen worden ist.

Doch soll zum besseren Verständnis der Entwicklung der jüdischen Begräbnisstätten zuerst der Blick ins Linksrheinische erfolgen: In Köln-Rodenkirchen erinnert eine dürre Information auf der Tafel 11 des „Kulturpfades Rodenkirchen“ am Zugang zum Großmarkt an der Sechtemer Straße an den ältesten schriftlich erwähnten jüdischen Friedhof („Judenbüchel“ oder „Am Todten Juden“) aus dem Jahre 1146. Heutigen Kölnern ist er eher durch Willi Ostermanns Lied „Am Duden Jüd“ über ein Tanzlokal gegenüber einem jüdischen Friedhof noch bekannt: „Will man lachen – sich vermachen, muss zum „Duden Jüdd, man gehen ...“. Wobei man zugestehen muss, dass der Bekanntheitsgrad eher der „Neuaufgabe“ (1985) durch die Bläck Fööss („Em richtige Veedel – De Bläck Fööss singe Leeder vum Willi Ostermann“) zu verdanken ist. In der letzten Zeit wurde er immer mal wieder am Rande erwähnt, wenn über das Stadtentwicklungsprojekt „Parkstadt Süd“ vor dem ehemaligen Güterbahnhof Bonntor diskutiert wurde, genauer noch über die Verlegung der Großmarkthalle, die 1936 von den Nationalsozialisten wohl als Provokation auf dem ehemaligen Gelände des Friedhofes errichtet worden war. Ursprünglich wurde dieser Friedhof wohl auch trotz der Vertreibung von 1424 noch von den in Deutz ansässigen Juden als Begräbnisstätte genutzt, sie mussten ihre toten Gemeindemitglieder „jahrhundertlang auch bei widrigsten Wetterbedingungen über den Rhein auf die Kölner Seite überführen“ (M. Juraschek-Eckstein: Deutz - Kalk - Humboldt-Gremberg. Kulturpfade Köln. Bd. 5. S. 15).

Doch nachdem 1424 die Juden aus dem „linksrheinischen Köln“ „auf alle Zeiten“ ausgewiesen worden sind und sich eine Reihe von Juden in Deutz angesiedelt haben, etablierten sich nicht nur in Deutz, sondern dann auch in Mülheim bald lebendige jüdische Gemeinden. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gab es in Deutz bereits ein Judenviertel um die Mindener Straße und die Hallenstraße herum und die 1632 erstmals erwähnte „Deutzer Freiheit“ - die Bezeichnung weist ursprünglich auf Ortschaften hin, die von allen Geld- und Naturalienabgaben und den Diensten gegenüber dem Landesherrn befreit waren - war keineswegs ein Hort der Toleranz für die jüdischen Mitbewohner. Neben den üblichen Vorbehalten und Schikanen mussten sie sich in der Kleidung deutlich abheben: bei Männern durch einen Ring von safrangelben Fäden über der Kleidung auf der Brust zu tragen, bei Frauen durch zwei blaue Streifen auf Schleier bzw. Haube. Neben den Geldhändlern, deren Zuzug der Kurfürst im Erzstift zu Gunsten seiner Steuereinnahmen auch begünstigte, hatte der jüdische Arzt („Judendoctores“) ein beachtliches Renommee erworben. Letzteres führte dazu, dass vor allem die betuchten Kölner Bürger ihre Dienste in Anspruch nahmen und sie übersetzen ließen. Seit 1650 gab es als Fährmann einen sog. „Judenfahrer“, der die Deutzer Juden über den Rhein brachte. In den rechtsrheinischen jüdischen Gemeinden wurden nicht nur Bethäuser eingerichtet, sondern seit 1698 wurde auch ein jüdischer Friedhof genutzt, was dazu führte, dass der o.a. „Judenbüchel“ erst recht in Vergessenheit geriet und erst 1922 bei Bauarbeiten zur Errichtung eines Güterbahnhofs wiederentdeckt wurde. Jüdische Friedhöfe kennen keine „Liegezeiten“, so wurden 58 wieder entdeckte Fragmentsteine aus dem 12. bis 15. Jahrhundert auf dem seit 1918 genutzten Bocklemünder Friedhof im Lapidarium bestattet.

Das Gelände nahe der Mühle am Sandkaul zur Errichtung des Friedhofes in Deutz wurde der jüdischen Gemeinde bereits 1695 von Erzbischof Joseph Clemens Kajetan von Bayern (1671- 1723) gegen einen jährlich zu entrichtende Nutzungsgeld bzw. Abgabe überlassen. Die erste Belegung erfolgte entweder 1698 oder ein Jahr später. Nachdem sich während der Franzosenzeit nach etwa 400jährigem Ansiedlungsverbot in Köln wieder eine jüdische Gemeinde bilden durfte - 1798, dem Jahr der Wiedezulassung der Juden in Köln, verlegte u.a. Salomon Oppenheim junior als einer der ersten Wiederbegründer -, wurden ab 1801 auch deren Tote bis 1918 auf dem Deutzer Friedhof beigesetzt. Die damals wiederbegründete, inzwischen wieder stark angewachsene Kölner jüdische Gemeinde übernahm in preußischer Zeit ab 1859 die Verwaltung des Friedhofes am Judenkirchhofsweg. Dabei wurde von Seiten der preußischen Militärbehörden wie auch auf anderen Friedhöfen auf die Höhe der Grabsteine geachtet, um für die Kanonen freies Schussfeld zu haben. Dies galt auch für Deutz als Festungsstadt von 1859 bis 1882 im Besonderen, da der Friedhof direkt neben der Deutzer Festungsmauer in der Schusslinie lag, weshalb eine Reihe von Grabsteinen „liegen“ mussten.

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges wurden in Deutz schätzungsweise ca. 5.000 Verstorbene beigesetzt. Zu den bekanntesten Vertretern jüdischen Glaubens zählt die Bankiersfamilie Oppenheim, aber auch der Schriftsteller Moses Hess, dessen sterblichen Überreste aber 1961 nach Jerusalem überführt wurden, und der Vater von Jacques Offenbach, Isaak (wir berichteten, s. KuF 89). Das Grab der Bankiersfamilie Oppenheim, deren Geschichte gesondert berücksichtigt wird, ist das wohl bekannteste auf dem Friedhof.



Die letzte Beisetzung erfolgte in Deutz kurz vor dem Beginn der Shoah im Jahre 1941. Seit 1928 gehört der älteste noch bestehende 18.000 m² große jüdische Friedhof der jüdischen Gemeinde Köln. Gepflegt wird das „Haus des ewigen Friedens“, wie die Juden ihre Friedhöfe nennen, seit den 1980er Jahren von der Stadt. Seit 1989 gilt der Friedhof als Denkmal.

„Eröffnet 1774, letzte Beerdigung 1942, 100 Gräber.“

So ist am Eingang des jüdischen Friedhofs der »Special-Synagogen-Gemeinde Mülheim am Rhein« am Springborn (in der Nähe der Bahngleise Neurather Ring) auf einem Schild am Gittertor des Eingangs zu lesen. Mit 1474 Quadratmetern ist er wesentlich kleiner als der bekanntere Deutzer Nachbar. Nach 1424 hatte es auch viele Juden auf die andere Rheinseite nach Mülheim, dem Adolf VI. von Berg etwas mehr als 100 Jahre zuvor die Rechte einer „Freiheit“, also Stadtrechte, u.a. die Freiheit von Abgaben und Diensten und das Privileg eines eigenen Gerichts zur Klärung von einfachen Tatbeständen. (s. heute noch Straßennamen „Mülheimer Freiheit“) verliehen. Darunter waren wohl auch die am längsten in der Stadt ansässigen Cahens, die sich Laufe der nächsten Jahrhunderte eine gewisse gesellschaftliche Reputation, aber auch Wohlstand erwarben und wirtschaftlich so erfolgreich waren, dass sie es sich finanziell leisten konnten 1774 das Grundstück für die Einrichtung eines jüdischen Friedhofs bereitzustellen. So nimmt es auch nicht Wunder, wenn heute der Name „Cahen“ auf einer Vielzahl von Grabsteinen zu lesen ist. So preist auch eine Inschrift A. Cahen-Leudesdorff als »Vorsteher der israelitischen Gemeinde, Mitglied des Stadtrates und des königlichen Gewerbegerichtes«.



Gehört, beraubt und im Nationalsozialismus ermordet - Geschichtswerkstatt Mülheim (geschichtswerkstatt-muelheim.de)

Bei dem Doppelnamen wird so mancher eingefleischte Kölner natürlich hellhörig, da sie ihn mit einer renommierten Kölner Firma verbinden, der A. Cahen-Leudesdorff & Co. Rheinische Maschinenleder und- Riemenfabrik. Seit 1926 firmierte sie dann - dem einen oder anderen nun noch geläufiger - unter dem Namen ACLA, benannt nach den Anfangsbuchstaben des Firmengründers, heute in Köln-Buchheim.

Die jüdische Familie Cahen, die das Unternehmen über mehrere Generationen geführt hatte, wurde dagegen in der Zeit des Nationalsozialismus enteignet und fast ausgelöscht, das Friedhofsgrundstück wurde „arisiert“, die jüdische Gemeinde erhielt es erst nach Kriegsende durch einen Restitutionsprozess zurück.



Die Gräber zweier Frauen seien hier noch erwähnt. Das eine dokumentiert die letzte Beisetzung auf diesem Friedhof (s.o. re.), das andere (s. o. li.) dokumentiert die Skrupellosigkeit und Unmenschlichkeit, mit der man auch in Köln Bürgern jüdischen Glaubens begegnete, denn die Inschrift zeigt, dass die Shoa bzw. der Holocaust selbst nicht vor einer Frau von 80 Jahren Halt machte.

Neben den rechtsrheinischen Friedhöfen finden sich auf der anderen Rheinseite noch jüdische Friedhöfe in Bocklemünd (fast 45.000 m² groß, Ecke Venloer Str. Militärring), in Ehrenfeld (Weinsbergstr., neben Melaten), in Zündorf (zwischen Gartenweg und Hasenkaul) und in Lindenthal (Decksteiner Str.) die Begräbnisstätte der jüdisch-orthodoxen Gemeinde.

„Du bes Oppenheim und Cie“ „Redlichkeit, Eintracht, Fleiß“

Hans-Georg Tankiewicz

So lautet ein Vers aus dem Lied „Du bes Kölle“ von Tommy Engel aus dem Jahre 2006, das mehr ist als eine der oft an Fastelovend mitgesungenen vermeintlichen Liebeserklärungen an die eigene Stadt. Doch wenn es dann um die Bedeutung jener Zeile aus der Strophe, in der sich der ehemalige Sänger der Bläck Fööss die Kultur und die Wirtschaft von Köln in den Mittelpunkt stellt, erfolgt häufig bloßes Schulterzucken. Dabei konstatiert der Einleitungssatz des Werbetextes für Gabriele Teichmanns Taschenbuch „Mehr als eine Bank. Oppenheim in Köln“ (Greven-Verlag, 2014) „Köln und sein Oppenheim. Eine Bank, eine Familie, eine Stadt = eine Einheit.“ Dem Texter des o.a. Liedes war dieser Tatbestand noch sehr bewusst.

Doch bevor diese Einheit Wirklichkeit wurde, musste diese Familie, deren Name - wie u.a. auch der der Offenbachs (s. KuF 89) - auf ihren Ursprungsort, dem Städtchen Oppenheim in Rheinland-Pfalz (heute Landkreis Mainz-Bingen), verweist, mehrere Stationen der Erwerbstätigkeit (Worms, Frankfurt/M., Bonn) durchlaufen, bis ihr als Angehörige jüdischen Glaubens in der Franzosenzeit eine Ansiedlung in Köln möglich wurde. Es ist dies nicht der Ort, an dem die Familiengeschichte aufgezeigt werden kann - schon gar nicht im Detail -, auch das Ende der einstmals größten unabhängigen Privatbank in Europa im Zuge der Finanzkrise von 2009 kann nicht Gegenstand dieser Darstellung sein. Wohl aber die Leistung einer der tragenden Säulen der Finanzwirtschaft in Köln und darüber hinaus, was ja u.a. dazu geführt hat, dass einer ihrer bedeutendsten Repräsentanten seinen Platz am Rathausturm gefunden hat: Abraham Oppenheim

(1804-1878), in einer Skulptur des Bildhauers Michael Eichhorn von 1989.



Doch damit sind wir schon in der zweiten für Köln bedeutsamen Generation der Oppenheims, die die Modernisierung der Stadt im 19. Jahrhundert als eine Art Katalysator vorangetrieben haben. Er war der zweitälteste Sohn des Salomon Oppenheim junior (1772-1828), der die „Privatbank Sal. Oppenheim Jr. & Cie.“ (seit 1816 so genannt) ins Leben rief und 1798 - die Zeichen der Zeit (Aufhebung der Ständeordnung, weitgehende Gleichberechtigung der jüdischen Minderheit, Beseitigung des Zunftzwanges usw.) erkennend - sein Geschäft in die Domstadt verlegte. Er wurde bald nicht nur zum Konkurrenten des nach der Säkularisation hauptsächlich im Immobilienhandel tätigen Abraham Schaffhausen, sondern er engagierte sich auch früh in der Entwicklung der Rheinschiffahrt, als er 1825 die „Preußisch-Rheinische Dampfschiffahrtsgesellschaft“, eine der frühen Aktiengesellschaften, mitbegründete, die heute noch in der „Köln-Düsseldorfer“ fortbesteht. Bereits 1808 gehörte er zu den vier „les plus notables“ unter den jüdischen Kaufleuten. Seine anerkannte Position in der Franzosenzeit zeigt wohl auch die Tatsache, dass die Besatzer die Eintreibung der Judensteuer in seine Hände legten. Gleichwohl gilt er als entscheidender Faktor bei der Wiederbegründung der jüdischen Gemeinde. 1801 war er maßgeblich an der Gründung einer „kehillah“, einer jüdischen Kultusgemeinde, beteiligt. Auch nach dem Abzug der Franzosen setzte er unter preußischer Herrschaft seine Karriere fort, Preußens Regierung schätzte seine Wirkungsmöglichkeit so hoch ein, dass sie ihm ab 1818 die Organisation der französischen Kriegsschadigungen anvertraute, was ihm den Ehrentitel eines „Königlich-Preußischen Oberhofagenten“ einbrachte. 1822 wurde er dann auch Mitglied der Kölner Handelskammer und begann in den immer deutlicher werdenden technischen Fortschritt zu investieren. Er begründete den Ruf der Familie als „Motor“ bzw. „Pionier“ der Industriefinanzierung weit über die Kölner Stadtgrenzen hinaus: Wegen des Engagements in der Schiffahrt wurde die Familie unter seinen Söhnen, neben dem schon genannten Abraham noch der ein Jahr ältere Simon (1803-1880), bekannt und geschätzt bei dem Ausbau der Eisenbahnlinien

(vor allem Finanzierung der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, zunächst auch „Cöln-Mindener Eisenbahngesellschaft“ geschrieben, „CME“ im großen Stil) und der gewerblichen Industrie (u.a. auch der rheinischen Maschinenbau- und Baumwollindustrie) durch Kreditvergabe an Unternehmen, eine damals neue Sparte im Bankengeschäft, aber auch des Versicherungswesens (u.a. „Colonia Kölnische Feuerversicherung AG“, daneben auch Transportversicherungen). Dabei gilt Abraham als risikofreudiger und innovativer, nicht nur weil er gemeinsam mit Gustav von Mevissen in Darmstadt die „Bank für Handel und Industrie“ (2. April 1853) gründete und damit den Startschuss für das moderne Bankwesen gab, wobei man gegen den preußischen Staat arbeiten musste, der unter Einfluss der Rothschilds für diese Art Bank keine Konzession vergab. Deshalb nutzten Mevissen und Abraham Oppenheim die Bereitschaft des Großherzogs von Darmstadt zur Gründung einer Aktienbank nach französischem Vorbild, mit der man sich in größerem Stil der Finanzierung großer Industrieprojekte zuwandte (später z.B. auch der Stollwerck AG). Simon zeigte sich gegenüber diesem Geschäftsgebaren merklich zurückhaltender, was aus einer Anweisung in seinem Testament, verfasst 1858, an seine Frau und seine Söhne ersichtlich wird, die er verpflichtete, sich nach seinem Ableben „nie bei einem industriellen Unternehmen“ zu beteiligen und „alle Geschäfte in Bergwerken wie die Pest“ zu meiden (vgl. Wilhelm Treue: Die Bankiers Simon und Abraham Oppenheim 1828-1880. In: Zs. f. Unternehmensgeschichte. 31.1986. S. 41).

Die wirtschaftliche Modernisierung der Stadt Köln im 19. Jahrhundert - nach 400jährigem Dornröschenschlaf - ging maßgeblich auf die Oppenheims zurück. 1833 wird Simon als Präsident der Handelskammer geführt. Aber auch als Kunstmäzene machten sich die Oppenheims einen Namen, die Stadt und ihr Aus- und Ansehen waren ihnen stets wichtig. Simon und sein Bruder Abraham haben sich mit größeren Summen am Weiterbau des Kölner Doms beteiligt und dessen Vollendung stets gefördert.

Charlotte Freifrau von Oppenheim (1811-1887) stiftete 1880 im Gedenken an ihren verstorbenen Mann Abraham ein Fenster, das heute im „Welter-Zyklus“ als „Abrahamfenster“ bezeichnet wird. Im gleichen Jahr schenkte Simon von Oppenheim aus Anlass seiner goldenen Hochzeit mit Ehefrau Henriette (19. Oktober 1880) dem Dom das Salomon-Fenster, es liegt dem Abraham-Fenster gegenüber und stellt Jesse, Salomon, Josaphat und Josia dar. Es gehörte auch zu dem großen „Welter-Zyklus“, der im Obergaden des Langhauses und des Querhauses eingesetzt war. Die Fenster zeigten 112 Gestalten des Alten und Neuen Testaments, entworfen in den 1860er Jahren von dem Kölner Glas- und Kirchenmaler Michael Welter (1808-1892). Mit dem „Salomon“-Fenster hat die Familie von Oppenheim im Jahre 1880 eine Stiftung aus dem 19. Jahrhundert erneuert. Die Stifterfamilie widmet dieses Kunstwerk dem Andenken des Anfang 2005 gestorbenen Alfred Freiherr von Oppenheim (er war 20 Jahre lang Vorsitzender der Freunde des Wallraf-Richartz-Museums und des Museum Ludwig und gehörte zu den Gründern des Stifterrats für das Wallraf-Richartz-Museum). Als drittes Fenster aus der Oppenheimschen Stiftung soll auch eines der „Johannes Klein“-Fenster, das Apokalypse-Fenster, erneuert werden, wozu mehr als 700.000 € bereitgestellt werden

sollen. Im Erdgeschoss der beiden Turmhallen des Domes wurden 1884 insgesamt 8 Fenster eingesetzt, die die Heilsgeschichte vom Anbeginn der Welt bis zum Jüngsten Gericht darstellten, dieser Zyklus wurde von dem Wiener Johannes Klein (1823-1883) in der Tradition der Medaillonfenster des Mittelalters nach Vorgaben des Domkapitels entworfen. In einem Feld der untersten Bildreihe des Apokalypse-Fensters (Offenbarung des Johannes in der südlichen Turmhalle) sind 4 Beispiele des Mäzenatentums der Oppenheims zu sehen: Glaspalast der Flora, Dom, Kinderkrankenhaus in der Buschgasse und Synagoge in der Glockengasse.

Beide, Simon und Abraham, haben auch wesentlich zur Emanzipation der jüdischen Gemeinde in Köln beigetragen, wie 1841 eine Petition an den König von Preußen zur gesellschaftlichen und rechtlichen Gleichstellung der Juden beweist. Trotz ihrer guten Vernetzung in der kölnischen Stadtgesellschaft sind sie zeitlebens ihrem jüdischen Glauben treu geblieben, die erste Kölner Synagoge der Neuzeit in der Glockengasse (5-7) ist vor allem ohne den persönlichen und finanziellen Einsatz Abrahams, der die gesamten Kosten trug, kaum vorstellbar. Sie wurde nach den Plänen des Dombaumeisters Ernst Friedrich Zwirner errichtet, brannte zwar 6 Jahre nach ihrer Einweihung 1867 ab, konnte aber nach den alten Plänen rekonstruiert werden, bis die Novemberpogrome sie 1938 auch in Schutt und Asche legten. Heute erinnert am Offenbachplatz eine Tafel an ihren ehemaligen Standort.



Besonders Abraham gehörte bald zum engeren Beraterkreis des preußischen Königs Wilhelm I., beispielhaft für seinen Einfluss sei hier seine organisatorische Tätigkeit genannt, mit der er - gemeinsam mit anderen Bankiers - die Staatsanleihe zur Finanzierung des österreichisch-preußischen Krieges von 1866 möglich machte. Nachdem 1867 der österreichische Kaiser seinen älteren Bruder Simon in den Adelsstand erhoben hatte, wurde 1868 Abraham als erster Jude in Preußen zum Freiherrn geadelt.

Der Wahlspruch im Wappen (s. Oppenheim-Fenster, im Dom gleich re. neben dem Eingang in der südlichen Turmhalle) lautet: Integritas, Concordia, Industria (Ehrbarkeit bzw. Redlichkeit, Eintracht, Fleiß, s. Domfenster unten li.). Die beiden Brüder galten 1870 als die reichsten Bürger Kölns mit einem Vermögen von 20 Millionen Mark.

Am Rande sei noch erwähnt, dass Simon Oppenheim 1824 im Karnevalsumzug der erste Darsteller der Prinzessin Venetia war, die in den Anfangsjahren dem Helden Carneval (bis 1830 Emanuel Ciolina Zanoli, Kölnisch Wasser Fabrikant) zur Seite stand und diesen begleitete. Der erfolgreiche Bankier stellte die Prinzessin sogar mehrere Jahre nacheinander dar.

Von der erfolgreichen zweiten Generation der jüdischen Bankiersfamilie werden meist Abraham und Simon als Beispiele erfolgreicher Geschäftsleute hervorgehoben. Weniger im Blickfeld der Betrachtung steht meist der jüngere Bruder David. Nach seiner Konvertierung zum Christentum 1839 nannte er sich Dagobert (1809-1889). In der Blütezeit des Liberalismus und Neumerkantilismus, als in „Deutschland“ (Deutscher Bund, Norddeutscher Bund und Kaiserreich) die bedeutendste industrie- und verkehrspolitische Entwicklungsperiode Platz griff, kann er als Beispiel für die gelungene Kombination von geschäftlichen und künstlerisch-politischen Interessen gelten. Der Übertritt zum Christentum hat nicht verhindern können, dass er seinen Bruder Abraham im Ringen um die Rechte der Juden unterstützte. Er war auch im 1839 ins Leben gerufenen Kölnischen Kunstverein tätig, somit in das Kulturleben der Stadt aktiv eingebettet. Bekannter als einer der Direktoren der „CME“ ist er aber als Zeitungsherausgeber der oppositionellen „Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“, bei der Karl Marx als Redakteur tätig war (vgl. KuF 84). Seit 1860 war er Präsident der „Rhein-Dampfschiffahrt, Kölnische und Düsseldorfer Gesellschaft“. Seit 1866 saß er bis zu seinem Tod als Vertreter der Liberalen im Kölner Stadtrat. Die Bankiersfamilie weist zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten auf. Im Rahmen dieses Heftes soll nur schlaglichtartig auf die Mitglieder eingegangen werden, die für die Stadt Köln und ihre Entwicklung am prägendsten waren.

Aus der dritten Generation sei hier stellvertretend einer der beiden Söhne von Simon vorgestellt, Eduard Freiherr von Oppenheim (1831-1909). Nachdem er 1859 eine Protestantin geheiratet hatte, konvertierte er noch im gleichen Jahr. Er trat nicht nur im Bankwesen in die Fußstapfen seines Vaters und engagierte sich - wie schon Tradition - im Eisenbahnwesen, aber dann auch im Kolonialhandel, seine Investitionen in der Elektrizitätsbranche waren allerdings nicht von Erfolg gekrönt. Von sich reden machte er aber, als er am 1. Okto-

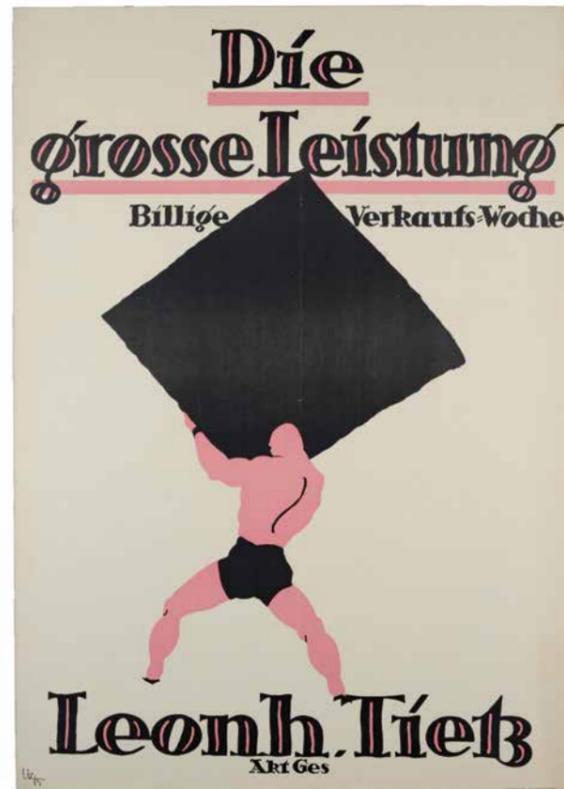
ber 1881 das erste Telefonat führte, und das mit der schon erwähnten „Colonia Feuerversicherung“. In Erinnerung bleibt er den Kölner auch durch seinen Einsatz für die Gründung von Zoo und Flora (1859 bzw. 1863). Wie sein Vater war auch er im Fastelovend aktiv, er ließ es sich 1858 nicht nehmen, als Prinz das Dreigestirn und den Rosenmontagszug mit dem Motto „Train de Plaisir“ anzuführen, womit deutlich wurde, dass man im Zug die neuen technischen Errungenschaften wie die Eisenbahn abzubilden gewillt war (Zusammen mit der Dombrücke wurde der Kölner „Hauptbahnhof“ 1859 eröffnet).

Den Pferdefreunden, insbesondere den Liebhabern des Galopprennsports, werden seine Initiativen zur Gründung eines Gestüts im linksrheinischen Norden von Köln, in Fühlungen (1922 eingemeindet), in Erinnerung bleiben. Damit befriedigte der Freiherr nicht nur eigene Wünsche, sondern ermöglichte es der Gemeinde durch den Grundstückskauf auch, eine eigene Kirche und eine neue Schule zu errichten. Leider erwies sich das erworbene Gelände als wenig geeignet für die Pferdezucht, sodass man schließlich auf das Schloss Schlenderhahn in Quadraath-Ichendorf auswich, wo das gleichnamige Gestüt zu Hause ist, das sich bis heute noch im weit gefassten Familienbesitz befindet. Vor allem den Kölner Freunden des Galoppsports ist der Name Oppenheim durch Carl Friedrich in bester Erinnerung, geht doch der in Weidenpesch jeweils im Herbst ausgetragene Preis von Europa auf ihn zurück.

In der Zeit des Nationalsozialismus standen die Freiherren Waldemar (1894-1952) und Friedrich Carl (1900-1978) als Teilhaber und Chefs der größten europäischen Privatbank an der Spitze des Unternehmens. Obwohl ihre Vorfahren 1859 (s.o.) zum Protestantismus übergetreten waren, galten sie den Machthabern als „Mischlinge 2. Grades“ (d.h. beide besaßen ein jüdisches Großelternstück). Nach der Verordnung des Reichsbürgergesetzes (14.11.1935) galten sie als jüdische Mischlinge, d.h. sie galten zwar als Deutsche, die aber von volljüdischen Großeltern abstammten. Aufgrund der Diskriminierung und der wachsenden politischen Repressalien, was zum Verlust einer Reihe von Ämtern führte, wurde die Führung der Bank immer schwieriger, sodass ihr seit 1931 agierende Mitgesellschafter bzw. Teilhaber Robert Pferdenges, nach dem Kriege enger Vertrauter und Berater des Bundeskanzlers Konrad Adenauer, in die Bresche sprang und 1938 das Geldinstitut unter seinem Namen als Treuhänder weiterführte. Diese Arisierung der Bank unter dem Namen „Pferdenges & Co.“ wurde 1947 wieder rückgängig gemacht. 1942 musste auf Initiative des Reichsführers SS Heinrich Himmler das Gestüt Schlenderhahn an die Waffen-SS abgetreten werden. Für die beiden Vertreter der Familie wurde es noch einmal gefährlich, besonders nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944, Waldemar gelang es rechtzeitig unterzutauchen, Carl Friedrich aber wurde verhaftet. Da ihm auch noch Hilfe für verfolgte jüdische Familien in den Niederlanden nachgewiesen wurde, kam es wegen „Wehrkraftzersetzung“ zum Verfahren vor dem Volksgerichtshof. Der Todesstrafe entging er nur, weil sich sein Prozess so in die Länge zog, dass er 1945 von den Amerikanern befreit werden konnte. 1996 wurde er postum als „Gerechter unter den Völkern“ in die Gedenkstätte Yad Vashem aufgenommen.

Das „Bankhaus Sal. Oppenheim jr. & Cie.“ erhielt 1948 als erste westdeutsche Bank die Erlaubnis als Außenhandelsbank tätig zu werden. Eine tragende Funktion spielte das Bankhaus nach 1949 beim Wiederaufbau von Industrie und Wirtschaft nicht nur in NRW, wo man sich u.a. im Revier um die Förderung der Schwerindustrie verdient machte, man investierte auch in Autoindustrie (Auto-Union) und in die Versicherungssparte sowie die Bauindustrie. Unter dem Urururenkel des Gründers, Alfred Paul Ernst Freiherr von Oppenheim (1934-2005), wurde die Tradition des Mäzenatentums im Sinne eines vorwiegend kulturellen Engagements fortgesetzt (s.o.): Salomon Oppenheim- und Alfred Freiherr von Oppenheim-Stiftung.

Vater und Sohn Tietz - die „Kaufhaus-Könige“



Werbeplakat „Die grosse Leistung. Billige Verkaufs-Woche“, Entwurf: Adolf Uzarski, Leonhard Tietz AG, Köln, Druck: L. Schwann, Düsseldorf, 1915, Papier, 113 x 80 cm, Inv. Nr.: rz 11/491

Hans-Georg Tankiewicz

Heutzutage ist der Black Friday (schwarzer Freitag) in aller Munde, der eine Woche Ausverkauf, die Verkaufswochen zu Weihnachten, einläutet. Die Kunden hoffen, dank großer Rabatte Schnäppchen zu machen und auch dem Andrang vor den Feiertagen zu entgehen. 1915 warb die Leonhard Tietz AG mit diesem Plakat für eine spezielle „Verkaufs-Woche“, die schon damals Konsumenten anzog. Auch das Kaufhaus Tietz konnte davon ausgehen,

dass seine Besucher ein speziell beworbenes Sortiment gerne annahmen, aber auch Waren zum Normalpreis erwarben. Auf dem o.a. Plakat versucht eine Art Kraftprotz ein Paket zu stemmen, eine „grosse Leistung“. 1915 muss bei geringerer Kaufkraft als in Friedenszeiten und bei steigenden Preisen nochmals eindringlich an die Konsumwünsche appelliert werden, damit sich der Kunde zum Kauf in einem „Kraftakt“ überreden lässt. Entworfen hat dieses Plakat der gebürtige Duisburger und gelernte Gebrauchsgrafiker Adolf Uzarski (1885-1970) als Leiter der Werbeabteilung des Kaufhauses Leonhard Tietz.

Doch beginnen wir mit dem Gründer. 1879, also nach dem Ende der eigentlichen Gründerzeit durch den Börsenkrach 1873, eröffnet Leonhard Tietz auf gerade einmal 25 m² in der Hansestadt Stralsund an der Ostsee ein Textilgeschäft („Garn-, Knopf-, Posamentier- und Wollwarengeschäft – en gros und en detail“). Tietz entwickelt ein für den Einzelhandel geradezu revolutionäres Konzept: Er verspricht dem Kunden Festpreise mit Preisauszeichnung, die auch noch Tiefstpreise sind, er ermöglicht Barzahlung und gewährt ein Umtauschrecht. Da die Preise kundenfreundlich, ja attraktiv waren, setzte er sich gegen die bis dahin übliche Praxis des Anschreibens und des Aushandelns durch. Dieses neue Konzept führt zu einem solchen Aufschwung, dass er nicht nur sein Geschäft erweitern muss, sondern auch expandieren kann. Seine Verkaufspreise konnte Leonhard Tietz so günstig gestalten, weil er den Zwischenhandel umging und die Waren direkt bei den Herstellern einkaufte, die industriell und damit preisgünstiger produzierten. Anders als sein Bruder Oscar, der in Thüringen und Bayern expandiert und dort mit seinem Onkel Hermann im ersten Geschäft mit festgelegten Preisen und einem branchenübergreifenden Sortiment den Grundstein zum späteren Hertie-Konzern (HERmannTIEtz) legt, treibt es Leonhard 1889 in die aufstrebende Stadt Wuppertal (Elberfeld), dort eröffnet er die erste Filiale im Rheinland. Die Kenntnisse, die er sich auf Reisen in Paris und London durch den Besuch der dortigen Kaufhäuser erworben hatte, setzte er bald in den eigenen Konzernhäusern um, seit 1891 dann auch in Köln (Ecke Hohe Straße/ Blindgasse), und zwar mit dem Konzept „Alles unter einem Dach“.

1894 wird es „Kölns größtes Verkaufshaus mit sämtlichen Bedarfsartikeln, als Sehenswürdigkeit der Stadt mit über 200 Angestellten“. 1897 wurde dann auch der Firmensitz in die Hohe Straße der Domstadt verlagert. Begonnen hat alles mit knapp ca. 180 m² angemieteter Verkaufsfläche in der Hohe Straße 23-25 mit dem Schwerpunkt Textilien (Trikotage, Woll- und Weißwaren), 1895 ermöglichte es der wirtschaftliche Erfolg, einen Geschäftsneubau zu wagen, Hohe Str. 45, das erste eigene Haus. Dieses dreigeschossige Kaufhaus ähnelte schon eher dem Bild, das die Kölner mit dem heutigen „Kaufhof“ assoziieren. Schon bei diesem Gebäude verfügten

alle Stockwerke über Schaufenster, mit einer ausgeklügelten elektrischen Beleuchtung wurde eine ganze Palette an Waren dargeboten. Nicht allein die Kölner nahmen das vielfältige Angebot dermaßen an, dass 1898 der nächste Schritt erfolgte. Nach dem Erwerb zusätzlicher Grundstücke entstand 1902 zwischen Hohe Straße und St. Agatha ein komplett neues Kaufhaus, geprägt vom zeitgenössischen Jugendstil. Als Architekt zeichnete wohl der in Budapest geborene Josef Philipp Fritz (auch: Filip Fritz, *1878; als Jude deportiert und ermordet nach 1942) verantwortlich, der vielen eher als Architekt des Aus- und Umbaus der „Wolkenburg“ für den Kölner Männergesangsverein bekannt ist. Wolfram Hagspiel Köln und seine jüdischen Architekten. J.P. Bachem Verlag, Köln 2010. S. 225, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, spricht im Hinblick auf die Fassadengestaltung der Passage begeistert von einem „österreichischen Jugendstil - in seiner ungarischen Variante“. Im darauffolgenden Jahr wurde die Fassade des „alten“ Gebäudes (Hohe Straße 45) angegliedert. Die Idee der Passage war Leonhard Tietz gekommen, als er auf einer Italienreise die im reinen Jugendstil 1867 eröffnete Galleria Vittorio Emanuele II (Viktor-Emanuel-Galerie) in Mailand besucht hatte. Während auch die Fassaden zur Straße An St. Agatha in fast in reinem Jugendstil gehalten wurden, wiesen die zur Hohen Straße hin gotische Merkmale auf.



Die Jugendstil-Passage des Warenhaus Tietz um 1902

In der Presse (u.a. Kölner Tageblatt v. 18.11.1903) wurde das Kaufhaus nicht zuletzt wegen seiner Architektur bzw. Kubatur groß als „Sehenswürdigkeit“ gefeiert und damit auch für den zeitgenössischen Touristen bedeutsam.

1905 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Alle Aktien blieben im Besitz der Familie Tietz. Als der Stadtrat 1903 die Verlängerung der Schildergasse bis zum Heumarkt beschlossen hatte, wurde dieser Plan 1910 von Carl Rehorst mit einem Straßendurchbruch von der Schildergasse zur Gürzenichstraße umgesetzt, für

Leonhard Tietz Anlass die viel gerühmte Passage zwischen St. Agatha und Hohe Straße wieder abreißen zu lassen, weil er neue Entwicklungsmöglichkeiten sah. 1914 entstand dann das neue, mehr als 9.400 Quadratmeter große Warenhaus, der Kern des heutigen Galeria Kaufhof-Flaggschiffs mit einer Gesamtverkaufsfläche von 36.000 Quadratmetern. Mit diesem Neubau war der Name des Architekten Wilhelm Heinrich Kreis (1873-1955) verbunden, Schüler von Peter Behrens und damals Direktor der Kunstgewerbeschule Düsseldorf. Seine rege Tätigkeit für „jüdische Bauherren“ war seiner Karriere zwar nach 1933 zunächst abträglich, später arrangierte er sich jedoch bei manchen Projekten mit den Machthabern (z.B. in Dresden: Gauforum). Für Leonhard Tietz aber entwarf er im neoklassizistischen Stil den größten und wohl auch modernsten Konsumtempel Europas, das „Flaggschiff“ des Konzerns. Noch heute ist zumindest die Außenansicht weitgehend erhalten:



Hinter einer klassisch gegliederten Fassade bildet das Gerüst für das 5-schossige Gebäude ein Eisenbeton-Skelettbau. Für die Gestaltung der Fassade konnte man den in diesem Metier bereits für Leonhard Tietz erfolgreichen (Düsseldorf 1909, Elberfeld 1912) Bildhauer Johannes Knubel (1873-1949) gewinnen. Wie aus dem Foto ersichtlich wirken die Fassaden kantig, betont wird dieser Eindruck noch durch die schmalen Hallenfenster, die eingefügten Rundfenster. Die Relieffelder vermögen nur wenig zur Auflockerung beizutragen. Aber dem Betrachter wird ein Gefühl von Solidität vermittelt, vielleicht für ein Kaufhaus so gewollt. Ursprünglich war das Gebäude auch mit einem hohen Schieferdach ausgestattet, das man damals für das städtebauliche Umfeld in der Kölner Altstadt für angemessen hielt. Von der Innenarchitektur ist so gut wie nichts mehr erhalten, wenn gleich der 3 Etagen umfassende Lichthof mit Glaskuppel ein „eyecatcher“ gewesen sein muss, der im Zusammenspiel mit Stuckverzierungen und Reliefs aus Carrara-Marmor den Kunden in seinen Bann zog.

Als Leonhard Tietz am 14. November 1914 starb (beigesetzt ist er auf dem Jüdischen Friedhof in Bocklemünd) hatte seine AG einen Bestand von 5.000 Mitarbeitern, die nicht nur in Köln, sondern auch noch in 25 anderen Niederlassungen in ganz Europa tätig waren. Auf Leonhard Tietz folgte der älteste Sohn Alfred Leonhard (1883-1941) mit gerade 31 Jahren und übernahm die Geschäftsführung und Leitung des Hauses. Er begann bereits nach der Handelsschule eine Lehre

im Kaufhaus seines Vaters, hatte 1907 eine leitende Position inne und war seit 1910 im Vorstand des Unternehmens. Trotz seiner Teilnahme als Soldat im Ersten Weltkrieg gelang es ihm, den Konzern nach Kriegsende in Zeiten gravierender Probleme durch die Hyperinflation kontinuierlich auszubauen. Im Jahre 1929 bestand das Unternehmen mit Hauptsitz in Köln aus 43 Filialen mit 15.000 Beschäftigten. 1925 baute man in der Filiale auf der Hohe Straße die erste Rolltreppe in einem deutschen Warenhaus ein.



Gemeinsam mit seiner Ehefrau Margarete Caecilie galt er als angesehener Vertreter des liberalen Kölner Judentums. Während seines Kriegsdienstes hatte seine Frau karitative und soziale Aufgaben in der Domstadt übernommen. Auch in der Weimarer Zeit war sie innerhalb der Stadt Köln aktiv, nicht nur in der Sozialfürsorge. Margarete Tietz war nicht nur im Jüdischen Asyl in der Ottostraße engagiert, sie war auch aktiv im Kampf für die Gleichberechtigung der Frau, wie ihre Tätigkeit im „Verein für Frauenstudium“ und die Übernahme des Vorsitzes im „Verein für Mütter- und Kinderrecht“ zeigt. Daneben förderte sie auch junge Künstlerinnen. Während der Weltwirtschaftskrise war sie gemeinsam mit weiteren Familienmitgliedern bemüht, für Bedürftige bzw. von Hungersnot geplagte Kölner die Versorgung in Kantinen zu organisieren. Ehemann Alfred Tietz war Mitglied des Deutschen Industrie- und Handelstages und bekleidete in zahlreichen karitativen Organisationen Vorstandsämter (z.B. im Jüdischen Krankenhaus oder im Kuratorium des Jüdischen Asyls).

Dennoch: Die ersten beiden Jahrzehnte im 20. Jahrhundert führten auch zu einem Umdenken in den Geschäftspraktiken, auch und vor allem in einem jüdischen Unternehmen. Das Festhalten an den jüdischen Traditionen erwies sich als nicht durchsetzungsfähig, auch am Schabbat und an anderen jüdischen Festtagen musste geöffnet werden.

Aber Alfred Leonhard Tietz und sein Bruder Gerhardt werden schon im Jahr nach der Machtergreifung 1934 von den Nationalsozialisten ins Exil gezwungen. Großbanken zwangen Tietz, sein Unternehmen weit unter Wert an Commerzbank, Deutsche Bank und Dresdner Bank zu verkaufen. Die Nazis wollten keine jüdischen Unternehmer. Aus „Tietz“ wurde der „West-Deutsche Kaufhof AG“. Die Firma „Leonhard Tietz“ wurde arisiert.



Parkstraße 61: „Villa Tietz“ in der Parkstraße 61, Köln-Marienburg

Bereits Vater Leonhard Tietz bewohnte eine noble Villa mit großem Park im Stadtteil Marienburg. Das Anwesen wurde etwa 1909 errichtet und nach dem Tod des Vaters durch Alfred und seine Familie bewohnt.

Als Alfred mit seiner Familie floh, blieb die Villa zunächst unbewohnt; im Jahr 1940 wurde sie gegen eine Ablösesumme von 100.000 RM durch Konsul Gustav Valentin Roosen (u.a. Inhaber der Firma Werner & Roosen, Papierbranche) erworben. Sie brannte jedoch kriegsbedingt am 24. Oktober 1944 nieder. Nachdem die Stadt Köln für einen Wiederaufbau gesorgt hatte, zog hier die Hauptverwaltung des britischen Soldatensenders BFBS 1954 ein und richtete darin sowohl Radiostudios als auch ein Plattenarchiv ein.

Alfred Tietz starb 1941 in Jerusalem. Nach dem Krieg bekam die Familie eine finanzielle Entschädigung, doch seine Frau und Kinder wollten nie wieder in Deutschland leben. Margarete zog 1948 in die USA, 1972 starb sie in London.

Alfred Tietz war u.a. auch Mitglied im Deutschen Alpenverein gewesen und auf Grund seiner Reputation wohl auch zunächst gern gesehen. Doch ab 1934 war in diesem Verein für eine Mitgliedschaft arische Abstammung nachzuweisen, so dass er zwangsläufig ausgeschlossen wurde. 2019 wurden schließlich auf Initiative der Sektion Rheinland Köln des Alpenvereins vor dem ehemaligen Wohnhaus Parkstraße 61 und in der Gürzenichstraße von Gunter Demnig dessen zur Erinnerung an Verfolgte und Ermordete bekannten Stolpersteine verlegt, um den einstigen Kaufhaus-König und seine Familie zu würdigen.

Das Unternehmen Hermann Tietz OHG hat sich auf den Osten und Süden Deutschlands verlegt, auch ihm gelang ein wirtschaftlicher Aufschwung, 1926 wurden ca. 13.000 Angestellte im Unternehmen gezählt. Doch nach der Machtübernahme der NSDAP ereilte auch die Firma (HERTIE)

die „Arisierung“ und damit letztlich die Enteignung dieses Zweiges der Familie Tietz durch ein Bankenkonsortium aus Dresdner Bank, Deutscher Bank u.a. in Absprache mit dem Reichswirtschaftsministerium. Hier ist allerdings nicht der Ort um die Zeit der Hertie-Kaufhäuser in Köln nach dem Zweiten Weltkrieg darzustellen. Es bleibt spannend, ob die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit gelingt. Felix Lill schreibt dazu in einem Artikel in der ZEIT v. 10.12.2020: „Profiteur der Arisierung war der [KADEWE-, Anm. d. Verf.]Mitarbeiter Georg Karg, der nun zum Chef der Hertie-Kaufhäuser aufstieg und dies nach dem Zweiten Weltkrieg über Jahrzehnte hinweg blieb. Als die Karg-Familie 1993 ihre Kaufhäuser an Karstadt verkaufte, zählte die bereits 1974 gegründete Hertie-Stiftung zu den größten Stiftungen Deutschlands. Gemessen am Kapital liegt sie auf Rang zwölf. Seit einiger Zeit nun werden Fragen gestellt: Wie genau kamen die Kargs zu ihrem Geld? Hat Hertie in der NS-Zeit von Zwangsarbeit profitiert? War der Arisierungsgünstling Georg Karg ein Nazi, wie das Bild einer Hertie-Betriebsfeier von 1938 nahelegt, auf dem Mitarbeiter mit Hitlergruß salutieren? Und warum haben die Hertie-Stiftung und die von ihr erschaffene Hertie School diese Fragen bis jetzt nicht aus eigener Initiative zum Thema gemacht?

Erst auf großen [...] hat die Hertie-Stiftung Ende November beschlossen, eine unabhängige Studie in Auftrag zu geben, die die Entstehung des Hertie-Vermögens mitsamt seiner Arisierungsgeschichte durchleuchten soll.“ Auf die Antworten auf die Fragen und das Ergebnis der Studie darf man gespannt sein.

Die Juden Kölns im Nationalsozialismus David (9. November 1938)

Rolly, Benjamin und Stephan Brings

Wenn Stivvele op et Flaster knalle, /
Kommandos en d'r Stroß erschalle,
Dürre unger Beilschläch falle, /
Huswäng vun Hasswödd widderhalle;

wenn Eldere ehr Pänz versteche, /
Nohberslück Vörhäng zotrecke,
Jesechter brölle: Juda verrecke! /
Häng Minsche us de Bedder trecke;

wenn För de Körnerstroß erhellt, /
de Synajoch zusammefällt,
SA Minsche wie Veh avzählt, /
klein Kinder kriesche en d'r Kält -

dann ziddert David wie ne Baum, /
dä alt un krank em Schneisturm steit.
Zick domols lääv hä met dem Alpdraum, /
dä woher es – un dä nit verjeit.

Wenn Finsterschieve schrill zerklirre, /
Minsche durch de Naach bang irre,
Knöppele op Köpp eravschwirre, /
Angs un Ping d'r Senn verwirre;

wenn Uniforme hassvoll schänge, /
us Angs sich Minsche selvs erhänge,
Lasswage Familije noh Müngersdorf brenge, /
Minsche Minsche en e Lager zwänge;

wenn us dem Schornstein Rauch opsteich, /
et söß rüch noh verbranntem Fleisch,
d'r Dud sich schwatz met Rune zeich, /
Jahve Auschwitz nit kennt un schweich –

dann ziddert David wie ne Baum, /
dä alt un krank em Schneesturm steit.
Zick domols lääv hä met dem Alptraum, /
dä woehr es – un dä nit verjeit.

Wenn hä noh'm Körnerbunker jeit, /
dä hüek e Wandjemölde drät,
d'r Räänbogen bunt do drüvver steit, /
vum Spillplatz Laache im entjäschesleit;

wenn Ayse un Pitter zesamme lihre, /
sich jään han, bütze, nit schineere,
Costa un Hein jäje Nazis marscheere, /
all beienein ehr Stroßefess fiere –

Dann ziddert David wie ne Baum, /
durch dä d'r Wind em Fröhjoehr weht.
Dann wääß en im ne andere Draum, /
alt wie mer Minsche – dä nie verjeit.

David (9. November 1938)

Wenn Stiefel auf das Pflaster knallen, /
Kommandos in der Straße erschallen,
Türen unter Beilschlägen fallen, /
Hauswände von Hassworten widerhallen;

wenn Eltern ihre Kinder verstecken, /
Nachbarn Vorhänge zuziehen,
Gesichter brüllen: „Juda verrecke!“, /
Hände Menschen aus den Betten ziehen;

wenn Feuer die Körnerstraße erhellet, /
die Synagoge zusammenfällt,
SA Menschen wie Vieh abzählt, /
kleine Kinder weinen in der Kälte –

dann zittert David wie ein Baum, /
der alt und krank im Schneesturm steht.
Seit damals lebt er mit dem Alptraum, /
der wahr ist - und der nicht vergeht.

Wenn Fensterscheiben schrill zerklirren, /
Menschen durch die Nacht bang irren,
Knüppel auf Köpfe nieder schwirren, /
Angst und Schmerz den Sinn verwirren;

wenn Uniformierte hasserfüllt schimpfen, /
aus Angst sich Menschen selbst erhängen,
Lastwagen Familien nach Müngersdorf bringen, /
Menschen Menschen in ein Lager zwängen;

wenn aus dem Schornstein Rauch aufsteigt, /
es süß riecht nach verbranntem Fleisch,
der Tod sich schwarz mit Runen zeigt, /
Jahve Auschwitz nicht kennt und schweigt -

dann zittert David wie ein Baum, /
der alt und krank im Schneesturm steht.
Seit damals lebt er mit dem Alptraum, /
der wahr ist - und der nicht vergeht.

Wenn er zum Körnerbunker geht, /
der heute ein Wandgemälde trägt,
der Regenbogen bunt darüber steht, /
vom Spielplatz Lachen ihm entgegenschlägt;

wenn Ayse und Peter zusammen lernen, /
sich gern haben, küssen, nicht genießen,
Costa und Hein gegen Nazis marschieren, /
alle zusammen ihr Straßenfest feiern –

dann zittert David wie ein Baum, /
durch den der Wind im Frühjahr weht.
Dann wächst in ihm ein anderer Traum, /
alt wie wir Menschen, der nie vergeht.

*Text: Rolly Brings + David G.
Übersetzung: Rolly Brings
Musik + Arr.: Rolly & Benjamin Brings*

Mit der Zweiten Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17. August 1938 spielten insbesondere Vornamen eine schwerwiegende Rolle bei der Diskriminierung der Juden im Dritten Reich. Der Vorname „David“ hatte in diesem „Gesetz“ keine entscheidende Funktion, wurde doch für den männlichen Teil der Bevölkerung „Israel“ und den weiblichen „Sara“ expressis verbis vorgeschrieben. Die beabsichtigte Stigmatisierung wurde ergänzt durch einen Runderlass des Reichsministers des Inneren vom Folgetag, der Richtlinien über die Führung von Vornamen gab. Die Liste „jüdischer Namen“ machte diese für Nichtjuden unannehmbar, eine gleichzeitige Nutzung von Vornamen für jüdische und nichtjüdische Bürger sollte verhindert bzw. ausgeschlossen werden, unter nichtjüdischen Deutschen gebräuchliche Vornamen sollten nur für diese möglich sein, das führte dazu, dass neben Ruth und Judith z.B. auch Josef, Abraham oder eben auch David nicht in die Liste aufgenommen wurden, sie waren also „Ariern“ vorbehalten, auch wenn dies von Partei bzw. staatlichen Stellen nicht gerne gesehen wurde.

Der Name David wurde aber letztlich aus der offiziellen Buchstabiertafel entfernt, aus „D wie David“ wurde unter den Nationalsozialisten „D wie Dora“. Diese Version wurde auch bis ins 21. Jahrhundert hinübergerettet, doch sind Bestrebungen im Gange wieder zur „Weimarer Buchstabiertafel“ zurückzukehren (s. DIE ZEIT v. 3.12.20). Möglicherweise ist doch ins Bewusstsein geraten, dass „Dora“ auch der Name eines Konzentrationslagers nördlich von Nordhausen in Thüringen gewesen ist, dessen Häftlinge dort in der unterirdischen Rüstungsfabrik eingesetzt wurden.

Der Name David ist aus der Bibel geläufig, bezeichneter er doch den König von Juda bzw. - als Nachfolger Sauls - von Israel. Seine Regierungszeit wird um das Jahr 1000 v. Chr. datiert, ihm werden die „Davidpsalmen“ zugeschrieben, durch die der Namensgeber oft Vorbildfunktion für den Rezitierenden erhält. Es gibt zwei Bedeutungsvarianten: in der Bedeutung „Liebling“ bzw. „Geliebter Gottes“ wurde er häufig für den jüngsten Sohn gewählt, favorisiert man aber die Variante „Vaterbruder“ (Onkel), dann wird der Träger als Ersatz für einen kürzlich verstorbenen Onkel angesehen. In der Bibel begegnet uns der Name allerdings nur im Zusammenhang mit dem schon genannten Begründer der Königsdynastie.

Als männlicher Vorname spielte David vor der Zeit des Dritten Reiches in Deutschland eher eine untergeordnete Rolle. In den Vordergrund rückte er durch die Bezeichnung „Davidstern“, zunächst ein Hexagramm-Symbol mit religiöser Bedeutung, Symbol des Judentums und des Volkes Israel. Der aus Anlass des zionistischen Weltkongresses 1897 in Basel von David Wolffsohn entworfene blaue Stern zierte heute seit 1948 (Gründung des Staates Israel) in zentraler Position zwischen zwei blauen Streifen die Nationalflagge.

Ihm nachempfunden wurde dann vom Nazi-Regime der Judenstern (Gelber Stern), ein optisches Stigmatisierungszeichen, um alle zu kennzeichnen, die nach den Nürnberger Gesetzen von 1935 als Juden galten. Er setzte sich aus zwei gelben Dreiecken zusammen, die schwarz umrandet so angeordnet war, dass sich ebenfalls ein sechseckiger Stern ergab. Hinzugefügt wurde im Sechseck in der Mitte die Aufschrift „Jude“, wobei deren geschwungenen Buchstaben wohl eine höhnische Anspielung auf die hebräische Schrift sein sollten. Das Datum hinter dem Titel spielt auf jenes Ereignis an, das lange Zeit als „Reichskristallnacht“ bezeichnet wurde. Wenn es von den Nazis ins Leben gerufen worden wäre, wäre es an Zynismus nicht zu überbieten gewesen. Aber der Urheber des Begriffes bleibt unklar, vor Kriegsende findet er sich augenscheinlich nur in der Rede des NS-Funktionärs Wilhelm Börger (Juni 1939). Erst Ende 1945 findet er in Anführungszeichen als „Kristallwoche“ Verwendung in Artikeln des „Tagesspiegels“ und der „Berliner Zeitung“. Wie dem auch sei? Unangemessen, ja zynisch bleibt die Bezeichnung auf jeden Fall für jene schrecklichen Verbrechen, die in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 von sogenannten Deutschen an Juden verübt worden sind. Die Sache wurde aber auch nicht besser, als man - wie ich vom Beginn meiner Laufbahn als Lehrer weiß - in offiziellen Verlautbarungen das Ereignis nicht als „Pogrom“, sondern als „Progrom“ (in den 80er Jahren sogar noch bei Buchtiteln) bezeichnete, was immer das auch bedeuten sollte.

Auch wenn Wolfgang Niedecken den Text nicht in der Pogromnacht 1938 spielen lässt, sondern in der Gegenwart, erfasst er doch die Situation, die das Pogrom auslöste, zutreffend und macht so auf eine mögliche Wiederholung der Ereignisse Anfang der 80er Jahre aufmerksam, die Tatsache, dass er den Song auch heute noch auf seinen Konzerten singt und spielt, warnt vor den leider immer noch möglichen Kausalketten wie in der NS-Zeit im Hier und Jetzt:

*Janz klammheimlich verlööß wer die Stadt
Honoratioren incognito hasten vorbei
Offiziell sinn die nit jähn dobei
Wenn die Volksseele, allzeit bereit
Richtung Siedepunkt wütet un schreit
Heil, Halali un grenzenlos geil noh Vergeltung brüllt
Zitternd vor Neid
In der Kristallnaach*

In dieser Nacht brannten im gesamten Reichsgebiet nicht nur Synagogen, sondern auch jüdische Geschäfte, die - von oben gelenkt - gezielt überfallen und geplündert wurden, auch wenn dann der „spontane Volkszorn“ vorgeschoben wurde. Mit diesen gesteuerten Handlungen warf das Regime den letzten Anstrich von Zivilisation über Bord. Die Polizei hatte Weisung, sich herauszuhalten. Die Feuerwehr wartete in den Nebenstraßen und sollte nur eingreifen, wenn nicht-jüdische Gebäude von den Bränden bedroht waren. Der Schritt von der Stigmatisierung und Diskriminierung hin zur Verfolgung wurde offensichtlich, er sollte aber nicht der letzte sein, die industrielle Vernichtung sollte bald folgen.

In Köln wurden alle sieben Synagogen angegriffen und zerstört. Namentlich genannt wird im Lied von Brings die in der Körnerstraße (damals mit der Hausnummer 93), sie war erst 1926/27 nach den Plänen eines der bedeutendsten jüdischen Architekten der Domstadt, Robert Stern (1885-1964), errichtet worden. Bereits am Morgen des 9. November 1938 begann in der Körnerstraße die Zerstörung. Begonnen wurde mit der Inneneinrichtung des Betsaales, die mit Äxten zer schlagen wurde. Am Ende stand dann die Brandschatzung, die das Gebäude bis auf die Außenmauern niederbrennen ließ. Die erstaunlicherweise rasch und zahlreich erschiene nen Bürger haben wohl dabei nur zugesehen. Die Synagoge in der Sankt-Apern-Straße z.B. wurde nur verwüstet, durch einen Brand wäre möglicherweise die Königin-Luise-Schule in unmittelbarer Nachbarschaft zu sehr gefährdet gewesen. Die Bezeichnung „Kristallnaach“ trifft u.a. auf das Schicksal der Eheleute Lily und Jacob Fritz Macan (Stolpersteine Pauliplatz 11 in Braunsfeld) zu, deren Wohnhaus und deren Kristallwarengeschäft auf der Schildergasse verwüstet wurden. SA-Männer haben einen LKW mehrmals rückwärts in das Schaufenster gesteuert.

Der Stadtteil Müngersdorf findet auch namentliche Erwähnung, eine anschauliche Schilderung der Situation eines Deportationslagers, der als Gedenkort „Wider das Vergessen“ an die schrecklichen Ereignisse in der Zeit von 1941 bis 1945 erinnern soll, wo die Juden Kölns und die der näheren Umgebung inhaftiert waren, bevor sie ins Ghetto Theresienstadt oder in die Vernichtungslager gebracht wurden. Die geplante Eröffnung im Frühjahr 2020 fiel leider Corona zum Opfer, eine Broschüre des Bürgervereins ist aber leicht zugänglich. Der im Liedtext erwähnte Bunker, gemeint ist wohl der Hochbunker, der im Rahmen des Führer-Sofortprogramms (auch Luftschutz-Sofortprogramm oder LS-Sofortprogramm) 1942 von dem Kölner Architekt Hans Schumacher (1891-1982) errichtet worden war, steht seit 1995 unter Denkmalschutz, aber nicht auf dem Grund und Boden der Synagoge, obwohl es sonst oft üblich war auf den Standorten von Synagogen, die von den Nazis geschändet und abgerissen worden waren, solche Schutzräume zu errichten.

Die Schäden der Nacht mussten die Opfer selbst bezahlen, perfide als Geschädigte wurden sie zu Verantwortlichen deklariert. Darüber hinaus wurde ihnen eine „Sühneleistung“ für Herschel Grynszpan's Attentat am 7.11.1938 auf den deutschen Legationssekretär Ernst Eduard vom Rath in Paris auferlegt - eine Milliarde Reichsmark -, die sie an den Staat zu zahlen hatten. Hermann Göring verlangte diese Kontributionszahlung wegen der „feindlichen Haltung des Judentums gegenüber dem deutschen Volk“. Am selben Tag, am 12. November 1938, wurde die „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ erlassen, mit der Juden der Betrieb von Einzelhandelsverkaufsstellen sowie die selbständige Führung eines Handwerksbetriebes untersagt wurde. Gleichzeitig wurde die „Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbildes bei jüdischen Gewerbebetrieben“ in Kraft gesetzt, wonach die jüdischen Eigentümer oder Gewerbetreibenden alle am 9. und 10. November „durch die Empörung des Volkes über die Hetze des internationalen Judentums an Gewerbebetrieben und Wohnungen angerichteten Schäden sofort zu beseitigen und die Kosten für die Wiederherstellung selbst zu tragen haben. Versicherungsansprüche von Juden wurden zugunsten des Deutschen Reiches beschlagnahmt.

Wir danken der Agentur BRINGS-Büro, Stefan Kleinehr, für die Genehmigung zum Abdruck des Liedes.

Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf 1941-1945

Auszüge aus der Rede von Dr. Werner Jung (Direktor NS-Dok)

[...] Nur ganz wenige andere Orte in Köln sind wie das Lager Müngersdorf mit den Schrecken der nationalsozialistischen Terrorherrschaft, mit Verfolgung und Holocaust derart intensiv verbunden. Die geschichtliche Bedeutung des Lagers Müngersdorf ist nur vergleichbar mit dem EL-DE-

Haus als Zentrale der Gestapo und dem Messelager als Deportationsort und Außenlager des KZ Buchenwald.

Das Lager Müngersdorf markiert den Höhepunkt der innerstädtischen Ausgrenzung der Juden in Köln. Köln sollte, wie die Nationalsozialisten es nannten, „judenfrei“ werden. Demütigung, Vertreibung, Entrechtung, Ausplünderung und Isolierung in mehreren Hundert Ghettohäusern im Stadtgebiet hatte die jüdische Bevölkerung seit 1933 erleiden müssen. Das Lager in Müngersdorf war für mehr als 3.500 Menschen der letzte Schritt auf dem Weg in den Holocaust. Es diente dazu, die noch verbliebenen Juden in Köln und dem Umland auf räumlich engem Areal zusammenzubringen und zu kontrollieren. Das Lager bestand aus zwei Teilen den von der Stadt Köln geplanten und seit Ende 1941 erbauten Baracken und Teilen der feuchten Kasematten des verfallenen preußischen Forts. Hier mussten die Internierten unter entwürdigenden Bedingungen für Wochen und Monate leben. Im Juni 1942 begannen dann die Deportationen direkt von Müngersdorf über den Deutzer Bahnhof in das Ghetto Theresienstadt und von dort in die Vernichtungslager.

All dies fand zwar nicht im Zentrum der Stadt, aber doch in unmittelbarer Nähe zum Vorort Müngersdorf statt. Das Glockengeläut von der katholischen Kirche St. Vitalis war auch im Lager gut zu hören. Das Lager wurde vor der Müngersdorfer Bevölkerung nicht versteckt. Jeder und jede, die sehen und hören wollten, wussten, was hier geschah. Die Verbrechen an den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern Kölns und des Umlands sind nicht isoliert zu betrachten und nur einer kleinen Gruppe von Verantwortlichen zuzuschreiben. Die gesamte Stadtgesellschaft war in irgendeiner Form in diese Verbrechen involviert. Von der Entrechtung, Enteignung und Ermordung der Juden haben viele auf eine unerhört brutale Weise profitiert.

[...] Dabei soll es auch heute noch genügend Menschen geben, die gerne glauben, im immer schon liberalen und weltoffenen Köln habe der Nationalsozialismus nicht richtig Fuß fassen können.



Die Mehrheitsgesellschaft war Nutznießer der Vertreibung und Deportationen der Kölner Juden. Deren Wohnungen wurden übernommen - mit dem gesamten Mobiliar und allen Haushaltsgegenständen bis hin zur Unterwäsche.

[...] Ein sehr einschneidendes Ereignis während des Zweiten Weltkrieges in Köln war der „Tausendbomberangriff“ in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1942. Rund 500 Menschen starben, und 45.000 wurden obdachlos. Zerstört wurde auch das Bürgerhospital am Neumarkt, eines der wichtigsten Krankenhäuser der Stadt. Bereits am darauffolgenden Tag, dem 1. Juni 1942, erfolgte die von der Gestapo angeordnete Zwangsräumung des jüdischen Krankenhauses in der Ottostraße in Köln-Ehrenfeld. Die Stadt Köln übernahm alle Gebäude und die gesamte Ausstattung. Alle Kranken, auch Schwerstkranken, Ärzte, Krankenschwestern und -pfleger sowie alle anderen Beschäftigten wurden in das Lager in Müngersdorf gebracht. Viele Patienten starben. Am 15. Juni 1942 folgte ihre Deportation in das Ghetto Theresienstadt. Die Krankenhausversorgung der Kölner Mehrheitsgesellschaft war damit wiederhergestellt.

[...] Wer an die Opfer denkt, muss auch den Blick auf die Täter und das Verhalten der Mehrheitsgesellschaft richten. Alles ist ein Teil des Ganzen, des Funktionierens einer Gesellschaft, zu der die Integration der „arischen Volksgenossen“ ebenso gehört wie die Ausgrenzung von Juden und anderen Minderheiten und das Ausplündern ihres Besitzes bis hin zur Deportation und Ermordung.

Deswegen hat die Erinnerung an die Verbrechen in der NS-Zeit, auch in Köln, oft einen zu kurzen, ja selbstgefälligen Blick. Anstelle einer kritisch-selbstreflektierenden Sicht auf die Dinge tritt mitunter eine Art Wohlfühl-Erinnerungs-(un)kultur. Allzu schnell wird die Perspektive der Opfer eingenommen, wird das Gefühl vermittelt, dass man damals selbstverständlich auf der richtigen Seite gestanden hätte und gar für sich reklamiert, selbst Opfer gewesen zu sein, zumindest jedoch „Bombenopfer“. Eine Selbstviktimisierung - ein Sich-zum-Opfer-Machen -, die den Blick verstellt auf die Verantwortung, die Schuld der Mehrheitsgesellschaft. Doch gerade diese Perspektive wäre für die Nachkommen der übergroßen Mehrheit der Gesellschaft (und auch der Kölner Stadtgesellschaft) angemessen, weil sie nicht die Nachkommen von Opfern, sondern der Eltern- und Großelterngenerationen sind, die als Täter, als Nutznießer oder als Mitläufer auf unterschiedliche Weise das verbrecherische Regime mitgetragen haben. Gerade vor Ort scheint aber der notwendige und ungeschminkte Blick auf die Wahrheit schwieriger zu sein als in großen gesamtstaatlichen Zusammenhängen.

[...] Die Erinnerungsarbeit zur Geschichte des Nationalsozialismus ist vor allem dann nachhaltig und gut, wenn sie von bürgerschaftlichem Engagement getragen wird.

[...] Der Gedenkort Deportationslager Köln-Müngersdorf besteht aus zwei miteinander verbundenen Teilen: dem Kunstwerk von Simon Ungers und dem „Weg des Gedenkens“ mit drei Infoblöcken, der zu dem Standort des ehemaligen Barackenlagers führt, wo sich heute die Kleingartenanlage „Waldfrieden“ befindet. Es ist ein begehbarer Gedenkort entstanden, der über diesen „Weg des Gedenkens“ die ver-

schiedenen Teile des ehemaligen Lagers miteinander verbindet. Das Kunstwerk ist nicht das Mahnmal wie immer wieder zu lesen ist, sondern eben ein Kunstwerk, das sich in den Gedenkort einbringt. Es ist - neudeutsch gesprochen - ein Eyecatcher und will in dem vertrauten Freizeitgelände Irritation erzeugen und Interesse an der Bedeutung des Ortes wecken. Interessierte erhalten auf den drei Infoblöcken die notwendigen Informationen. Mit diesen Informationen zur Geschichte erhält auch das Kunstwerk eine neue Dimension und Bedeutung. Man versteht nun zum Beispiel, warum es eine solche Größe hat und warum es mitten auf dem Gelände des ehemaligen Forts errichtet worden ist.

Das NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln hat sich gerne an der Entwicklung des Konzepts beteiligt. Und dies aus zwei Gründen. Zum einen ist ein beeindruckender und würdiger Gedenkort entstanden, der an das schreckliche Geschehen im Lager angemessen erinnert und der der Opfer gedenkt. Zudem ermöglicht der Gedenkort auch Angehörigen der zweiten und dritten Generation, die Stelle zusehen, von wo aus Eltern, Großeltern oder andere Verwandte in den Tod deportiert wurden. Und schließlich führt der Gedenkort Spaziergänger und nicht zuletzt Bürgerinnen und Bürger von Müngersdorf dazu, sich mit den Verbrechen auseinanderzusetzen, die in ihrer Stadt und ihrem Stadtteil geschehen sind.

Ein Verbrechen, das mit dem Namen Müngersdorf in Verbindung bleiben wird, denn hier stand das Lager.

Die Juden Kölns im Karneval Zur Geschichte der Kölner Juden im Karneval

Dr. Marcus Leifeld

Über einen langen Zeitraum waren jüdische Karnevalisten und Künstler im Kölner Karneval aktiv. Sie haben das Fest von 1823 an über mehr als 100 Jahre mitgetragen und mitgeprägt. Mit ihrer Ausgrenzung aus dem Karneval und aus der städtischen Gesellschaft, mit Verfolgung, erzwungener Emigration und Ermordung im Nationalsozialismus gerieten sie und ihre Bedeutung im und für den Karneval in Vergessenheit.¹

Kölner Juden im bürgerlichen Karneval des 19. Jahrhunderts

Bereits von Beginn des bürgerlichen Karnevals im Jahr 1823 an brachten sich Kölner Bürger jüdischen Glaubens in ganz unterschiedlicher Weise in das Festgeschehen ein. Die jüdische Gemeinde hatte sich nach fast vier Jahrhunderten 1801 wieder gegründet und umfasste gerade einige wenige Hundert Mitglieder, da beteiligte sich der Kölner Jude Simon Oppenheim von der gleichnamigen Bank am Karnevalsfest. 1824 und damit nur ein Jahr nach Begründung des bürgerlichen Karnevals, übernahm er auf Bitte des Festordnenden Comité die zentrale und repräsentative Rolle der Prinzessin Venetia im Maskenzug. Symbolisch ging er im Umzug auf dem Neumarkt eine Liaison mit dem Helden Karneval ein und dokumentierte damit für eine breite Öffentlichkeit die Gleichrangigkeit des Kölner mit dem venezianischen

Karneval, der Hochburg des Festes im 18. Jahrhundert. Oppenheim fand sich in Gemeinschaft mit so einflussreichen nichtjüdischen Kölner Bürgern wie Emanuel Zanoli, Kölnisch-Wasser-Hersteller, und Heinrich von Wittgenstein, einem der wirtschaftlich und politisch führenden Liberalen in der Stadt.²

In diesen Jahren wirkte der jüdische Maler und Lithograph David Levy Elkan mit großem Erfolg im Auftrag des Festordnenden Comité. Seine Eltern gehörten, wie die Familie Oppenheim, zu den ersten jüdischen Familien, die sich wieder in Köln niederließen. 1824, mit gerade 16 Jahren und noch vor Ende seiner Ausbildung, gestaltete er das Karnevalsblatt der „Kölnischen Zeitung“. Mit der Schaffung graphischer Blätter zum Karneval und insbesondere zu den Maskenzügen 1827 und 1840 trug er ganz wesentlich zur überregionalen Verbreitung des Kölner Karnevals bei.³

Schon früh werden auch jüdische und nichtjüdische Mitglieder in den einzelnen Karnevalsgesellschaften gemeinsam geschunkelt, gesungen und gefeiert haben. Dies lässt sich jedoch erst mit den vermehrten Aufzeichnungen von Mitgliederlisten und anderer Dokumente ab den 1880er-Jahren näher fassen. Bei den „Kölsche Funke rut-wie vun 1823“ gab es in diesen Jahren unter den 80 bis 90 Mitgliedern mindestens vier Mitglieder jüdischer Konfession. Auch bei der „Kölner Narrenzunft“, in der „Großen Karnevalsgesellschaft“ und in weiteren Gesellschaften waren jüdische Bürger vertreten und engagierten sich ehrenamtlich im Vorstand und in anderen Positionen. Als weithin bekannter Karnevalist sei Norbert Capell, Ehrenamtsmeister der „Kölner Narrenzunft“, beispielhaft benannt. Noch mit 80 Jahren trug er Lieder auf den Festbühnen vor. Norbert Capell und seine Frau reichten ihre Liebe zum Karneval an ihre Tochter und auch an ihre Enkeltochter weiter. Von ihnen wie von vielen anderen kostümierten Kindern jüdischer Familien liegen Fotos von privaten Feiern und vom Straßenkarneval aus den 1920er-Jahren vor.⁴ Auch Artur Joseph, Inhaber des exquisiten gleichnamigen Schuhgeschäfts auf der Schildergasse, liebte den Karneval. Willi Ostermann, viele Präsidenten der traditionsreichen Karnevalsgesellschaften, Künstler und andere prominente Vertreter des Karnevals gehörten zu seinen Kunden und waren auch wohl befreundet mit ihm. An Rosenmontag räumte er jedes Jahr die Schaufenster des Geschäfts leer und lud etwa 300 Kunden zur gemeinschaftlichen Besichtigung des Umzuges ein. Für Artur Joseph und seine Gäste machten diverse Gruppen im Umzug Halt, um der Familie Joseph ein musikalisches Ständchen zu bringen oder sie mit Kamelle und roten Rosen zu erfreuen.⁵

Jüdische Karnevalisten zwischen Integration und Ausgrenzung während der Weimarer Republik

Auch als der Kölner Karneval - nach der Wirtschaftskrise 1923 und nach Ende der Besetzung des Rheinlandes - ab 1926/1927 wieder öffentlich gefeiert werden durfte und sehr schnell als Tourismus- und Wirtschaftsfaktor bis dahin nicht gekannte Ausmaße erreichte, spielten insbesondere jüdische Bühnenkünstler eine nicht unbedeutende Rolle. Die Nachfrage nach Karnevalssitzungen, Fastnachtsrevuen und vielen anderen Unterhaltungsformaten mit professionellen

Künstlern stieg in diesen Jahren immens an. Jüdische Bühnenkünstler und -autoren gehörten dabei zu den beliebtesten und erfolgreichsten Darstellern, die auf den Karnevalsbühnen ihren Lebensunterhalt verdienten. Norbert Stein etwa machte als Stegreifdichter, der ad hoc auf Zurufe der Zuschauer reagierte, Furore. Als „Freund der organisierten Armen“ und des „Karnevals der Armen“, wie die Rheinische Zeitung schrieb, trat er Ende der 1920er-Jahre immer wieder im Kölner Volkshaus in der Severinstraße bei Veranstaltungen zugunsten der Arbeiterschaft auf.⁶ Ganz besonders erfolgreich war auch Hans David Tobar. Schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts war er als Mitglied in der „Großen Kölner Karnevalsgesellschaft“, bei den „Kölsche Funke rut-wie vun 1823“ und in anderen Karnevalsgesellschaften aktiv und brachte sich ehrenamtlich in die Gemeinschaft der Karnevalisten ein. In diesen Jahren trat er bei privaten Festen, in Theater und Oper und bei Karnevalsveranstaltungen in verschiedenen Rollen auf. Nach der Wiederzulassung des öffentlichen Karnevals ab 1926/27 schrieb und inszenierte Tobar Fastnachtsspiele und Revuen, die vor allem im „Kaiserhof“ in der Salomongasse täglich aufgeführt wurden und täglich ausverkauft waren. Unter Titeln wie „Köllen eyn Kroyn“ und „Unter der Narrenkappe“ wurden Tänze, Lieder, Theaterstücke und Sketche nacheinander auf die Bühne gebracht. Er arbeitete dabei mit vielen prominenten Künstlern zusammen, darunter Willi Ostermann, der Kapellmeister Fritz Hannemann, der Opernsänger Heinrich Winkelhoff. Trat Tobar selbst auf die Bühne, konnte er aus dem Stegreif mit den Zuschauerinnen und Zuschauern kommunizieren und diese mit einer ungeheuren Ausstrahlung für sich einnehmen. Den Sommer über verbrachte er dann meist gemeinsam mit Karnevalsfreunden und seiner Familie auf Norderney, gründete dort die Karnevalsgesellschaft „Zoppejröns“ und trat dort als Humorist auf die Bühne. „Man musste diesen Künstler einfach liebhaben“, schrieb damals eine Zeitung zu seinen Auftritten auf der Nordseeinsel.⁷

Jüdische Bürger waren demnach in der Weimarer Republik im hohen Maße in die Gemeinschaft der Karnevalisten integriert. Zeitgleich gab es allerdings bereits Anfang der 1920er-Jahre erste Ausgrenzungen von Juden aus den Gesellschaften und aus dem Karneval insgesamt. Dies hatte vor allem mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Spannungen um 1923 zu tun. In der Forschung sind die Zusammenhänge von wirtschaftlicher Not und Orientierungslosigkeit in der Bevölkerung und der Zunahme antisemitischer Einstellungen vielfach beschrieben: Nach Ende des Ersten Weltkrieges gab es einen weitreichenden Konsens in der städtischen Bürgerschaft darüber, dass kapitalistische Großunternehmer für die Krisen mitverantwortlich waren. Nationalsozialisten übertrugen diese Vorwürfe auf antisemitische Feindbilder, nach denen jüdische Großunternehmer als „Wucherer“ sich auf Kosten der Allgemeinheit bereichern.⁸ Dies führte in verschiedenen Karnevalsgesellschaften zu kontroversen Diskussionen zum Umgang mit jüdischen Karnevalisten, mit dem Ergebnis, dass die Aufnahme dieser über einige Jahre hinweg abgelehnt oder nur noch beschränkt bewilligt wurde. Die Zerrissenheit in den Gesellschaften zu Fragen des Verhältnisses von jüdischen und nichtjüdischen Mitgliedern wird ganz besonders bei den „Kölsche Funke rut-wie vun 1823“ deutlich. Die Aufnahme von Juden in den Funkenverein wurde nach 1923 zunächst abgelehnt

und ab Dezember 1925 beschränkt zugelassen. Gleichzeitig unterhielten die Funken freundschaftliche Beziehungen zum jüdischen Bühnenkünstler Hans David Tobar, traten ganz selbstverständlich beim jüdischen Karnevalsverein „Kleiner Kölner Klub“ auf und verwiesen ein Mitglied aus dem Verein, das sich einem Gast gegenüber antisemitisch geäußert hatte. Wohl etwa ab 1927 ist dann wieder von einer uneingeschränkten Aufnahme jüdischer Bürger bei den „Kölsche Funke rut-wie vun 1823“ auszugehen.⁹

Neben diesen Formen der Ausgrenzung jüdischer Karnevalisten waren ab Mitte der 1920er-Jahre zudem auf Sitzungen einzelne Lieder zu hören, bei denen das antisemitische Stereotyp des reichen jüdischen „Wucherers“ den finanziellen Sorgen der Bevölkerung gegenübergestellt wurde.¹⁰

Wohl als Reaktion auf diese antisemitischen Vorgänge gründete 1922 eine Gruppe jüdischer Bürger um den Textilgroßhändler Max Salomon den KKK, den „Kleinen Kölner (Karnevals)Klub“, zunächst als Kegeklub. In der Karnevalssession trat er ganz in der Tradition etablierter Karnevalsgesellschaften mit der Organisation und Durchführung von Saalveranstaltungen in Aktion. Der Präsident Max Salomon, der aufgrund seiner schütterten Haare mit seinem kölnischen Spitznamen „Die Pläät“ angeredet wurde, versammelte Kölner Juden aus seiner Verwandtschaft wie auch jüdische und nichtjüdische Freunde um sich. Ab 1925 veranstaltete der KKK jedes Jahr große Karnevalssitzungen bzw. einen großen Maskenball mit mehreren Musikkapellen im Weinrestaurant Heiß in der Antonsgasse, später auch in der damaligen Wolkenburg sowie in der Rheinlandhalle. So prominente Bühnenkünstler wie Karl Küpper traten dort auf, zu Gast waren das traditionsreiche Korps der Roten Funken und auch Prinz Karneval. Befreundet war der Vereinspräsident unter anderem mit Albrecht Bodde, Karl Berbuer und auch mit Carl Umbreit. Bis 1930 sind öffentliche Veranstaltungen des KKK bekannt. Mit dem Verbot des öffentlichen Karnevals in Folge der Weltwirtschaftskrise ab 1931 und den nationalsozialistischen Agitationen ab 1933 verlieren sich die Spuren des KKK im öffentlichen Kölner Karneval.¹¹

Die Ausgrenzung jüdischer Karnevalisten in den Jahren 1933 bis 1945

Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten änderte sich die Situation der jüdischen Karnevalisten in Köln. Öffentlich konnten jüdische Künstler aufgrund der Agitationen der Nationalsozialisten nicht mehr auftreten. 1933 kam zwar noch eine von Hans David Tobar verfasste Fastnachtsrevue zur Aufführung, doch nicht mehr unter seinem Namen. Im September 1933 wurde dann zudem die Reichskulturkammer gegründet, in der sich sämtliche Kulturschaffende als Mitglied einschreiben mussten. Da hierfür ein „Ariernachweis“ erforderlich war, konnte jüdische Künstler ihrem Beruf auch im Karnevalsfest nicht mehr länger nachgehen. Ansonsten kam es zunächst nicht zu einer von den NS-Machthabern angeordneten systematischen Ausgrenzung jüdischer Mitglieder aus den Karnevalsgesellschaften. Auch verzichtete der als Leiter des Verkehrsvereins für den Karneval verantwortliche NS-Beigeordnete Wilhelm Ebel zunächst aus taktischen Gründen auf die Durchsetzung antisemitischer Motivwagen im Rosenmontagszug sowie auf antisemitische Lieder und Büt-

tenreden auf den Sitzungen. Im Vordergrund stand der Ausbau des Karnevals zur regimeunterstützenden Unterhaltung des Publikums und zu einer überregionalen und modernen Tourismusattraktion. Ebel suchte dabei die bis dahin für die Organisation und Durchführung des Festes verantwortlichen Karnevalisten zu entmachten.¹²

Trotz der taktischen Zurückhaltung gab es 1934 einen deutlich wahrnehmbaren Umschwung, nämlich durch den ersten antisemitischen Motivwagen im Rosenmontagszug. Dieser Wagen unter dem Motto „Die letzten ziehen ab“ verhöhlte die zur Emigration gezwungenen Juden. Er war nicht von den NS-Machthaber verordnet worden, sondern wurde aus antisemitischen Kreisen der städtischen Gesellschaft kurzfristig in den Rosenmontagszug eingebracht. Als erste öffentliche antisemitische Aktion im Karneval war damit eine neue, bis dahin nicht gekannte Dimension der Ausgrenzung jüdischer Bürger erreicht, die zu Kritik in der Bevölkerung und auch zu mehreren Artikeln im Gemeindeblatt der Synagogen-Gemeinde zu Köln sowie im Westdeutschen Beobachter als NS-Presseorgan führte.¹³

Im Sommer 1935 kam es dann zur Institutionalisierung des Antisemitismus im organisierten Karneval und zur endgültigen Ausgrenzung von Juden. Hintergrund war die sogenannte Narrenrevolte 1935. Die bürgerlichen Karnevalisten lehnten sich dabei gegen die Umbaumaßnahmen des Karnevals durch den NS-Beigeordneten Ebel auf und drohten mit Boykott des Festes. Daraufhin entließ der in Köln allmächtige Gauleiter des Gau Köln-Aachen, Josef Grohé den NS-Beigeordneten aus der Verantwortung für die Organisation des Festes und übertrug diese zurück an den „Festausschuss des Kölner Karneval“. Noch vor den „Nürnberger Rassengesetzen“ von September 1935 verankerte der neugegründete Festausschuss bei seiner Neugliederung einen „Arierparagraphen“ in der Satzung vom 5. Juni 1935. Mit Mustersatzungen wurden zudem auch die angeschlossenen Karnevalsgesellschaften angehalten, diesen Schritt ebenfalls zu machen.¹⁴ Wie im gesamten Reich wurde nun also auch im Kölner Karneval die taktische Zurückhaltung beim Umgang mit Juden aufgegeben. Dies führte auch dazu, dass antisemitische Vorstellungen ab der Session 1935/36 und bis zum Verbot des öffentlichen Karnevals zu Beginn des Zweiten Weltkrieges in zahlreichen Motivwagen im Rosenmontagszug sowie in Liedern und Büttenreden einer breiten Öffentlichkeit präsentiert wurden.¹⁵

Jüdische Karnevalisten nach 1945

Trotz der persönlichen Erfahrungen von Ausgrenzung, von Vertreibung und Ermordung im Nationalsozialismus hielten jüdische Karnevalisten in Köln und überall auf der Welt an ihrer Liebe zum Karneval und zur Kölner Heimat fest. Sie engagierten sich schon bald nach 1945 wieder für den Karneval und reichten dabei den nichtjüdischen Bürgern ihre Hand. Moritz Goldschmidt, zunächst ab 1946 zweiter Vorsitzender, dann Vorsitzender der Synagogen-Gemeinde zu Köln liebte den Karneval und war auch Mitglied bei den Roten Funken. Er setzte sich, wie sein Sohn berichtete, bei der britischen Besetzung für die Zulassung der Kappenfahrt, d.h. des ersten offiziellen Rosenmontagsumzuges, im Jahr 1949 ein. Diese Kappenfahrt hatte für die Karnevalisten und

für die städtische Gesellschaft eine ungeheure symbolische Kraft. Sie signalisierte deutlich: es geht wieder aufwärts. Außerdem initiierte Goldschmidt eine Zusammenarbeit der jüdischen Gemeinde mit den Roten Funken. Die Funken, die im zerbombten Köln der Nachkriegszeit keine Räumlichkeiten finden konnten, durften ihre Kammerbestände in den Gemeinderäumen in der Ottostraße unterbringen. Im Gegenzug unterstützten die Funken die jüdische Gemeinde finanziell.¹⁶ Aber auch zur Emigration gezwungene Karnevalisten pflegten das Kölnische Brauchtum über viele Jahre hinweg fern der Heimat. Max Salomon etwa, im November 1939 nach Los Angeles geflohen, veranstaltete nach 1945 in Kalifornien rheinische Abende mit deutlich karnevalistischen Einschlägen. Als „Kölsche Marktfrau“ stieg er gemeinsam mit seiner Tochter Erika in die Bütt. Sein Bruder Willi Salomon, Ende 1935 nach Palästina ausgewandert, unterhielt auch in der neuen Heimat, in Tel Aviv, ein großes Publikum als „Poller Mädchen“.¹⁷ Und Hans David Tobar, emigriert im Dezember 1939, gefiel auf New Yorker Bühnen jüdischen Emigranten aus dem Rheinland wie auch vielen US-Amerikanern als bekannter Humorist vom Rhein.¹⁸

Diese und viele andere jüdische Bürger, die den Kölner Karneval über mehr als 100 Jahre ganz wesentlich mittrugen, sind weitgehend in Vergessenheit geraten. Es ist an der Zeit, sich ihrer zu erinnern. Mit der wissenschaftlichen Forschung, mit einer Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln zum Karneval im Nationalsozialismus 2011/2012 und zuletzt mit der Gründung der Karnevalsgesellschaft „Kölsche Kippa Köpp“ im November 2017, die in der Tradition des KKK steht, ist ein Anfang gemacht.

1 Die Ausführungen entstammen der Publikation des Autors: „Der Kölner Karneval in der Zeit des Nationalsozialismus. Vom regionalen Volksfest zum Propagandainstrument der NS-Volksgemeinschaft“ ((Schriftenreihe des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln, Bd. 18), Köln 2015, insbesondere S. 250-303). Wenn im Folgenden nicht anders angegeben, siehe ebendort.

2 Am 5. Juni 1803 in Köln geboren, übernahm Simon Oppenheim 1828 zusammen mit seinem jüngeren Bruder Abraham die Leitung des Bankhauses Oppenheim. Gemeinsam bauten sie die Bank zu einem Haus mit Weltgeltung aus. Wie schon ihr Vater nahmen die Brüder rege an gesellschaftlichen Leben teil und setzten sich für die Emanzipation der Juden ein. Simon von Oppenheim verstarb am 24. Dezember 1880. Ebd., S. 250f.; Christina Frohn, Der organisierte Narr. Karneval in Aachen, Düsseldorf und Köln von 1823-1914, Marburg 2000, S. 44-48.

3 David Levy Elkan, am 1. September 1808 in Köln geboren, absolvierte eine handwerkliche Ausbildung und gründete 1838 die Steindruckerei David Levy Elkan. Neben politisch-satirischen Blättern schuf er Entwürfe und Kultobjekte sowohl für die Synagogen-Gemeinde als auch für die katholische Kirche. Er starb am 1. Juli 1865. Leifeld, Der Kölner Karneval in der Zeit des Nationalsozialismus (wie Anm. 1), S. 251f.

4 Norbert Capell, 1847 in Jülich geboren, lebte in Köln und engagierte sich dort im Karneval. Er verstarb am 29. Dezember 1927. Ebd., S. 254f., 455.

5 Ebd., S. 267.

6 Über das Leben und das Schicksal Norbert Steins ist nur wenig bekannt. Er ist wohl am 16.3.1879 in Köln geboren und tauchte 1905 zum ersten Mal im Kölner Adressbuch als Artist und Schriftsteller auf. Vor dem Ersten Weltkrieg unterhielt er eine Buch- und

Zigarrenhandlung am Griechenmarkt. In der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre verdiente er sich seinen Lebensunterhalt als Bühnenkünstler und konnte im Nationalsozialismus nicht mehr auftreten. Bis 1938 war er in Köln gemeldet. Norbert Stein verstarb wohl am 30.3.1949 in Luzern. Ebd., S. 264f. Für Hinweise danke ich Aaron Knapstein, Köln.

7 Hans David Tobar wurde am 18. April 1888 in Köln unter dem Namen Hans David Rosenbaum geboren. Nach Absolvierung der Schule 1901 trat er eine kaufmännische Lehre an und ging dann als Handelsreisender übers Land. Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten konnte er nicht mehr öffentlich im Karneval auftreten. Er verdiente sich seinen Lebensunterhalt im jüdischen Kulturbund Rhein-Ruhr. Im Dezember 1939 emigrierte er gemeinsam mit seiner Ehefrau und seinen beiden Kindern über Rotterdam nach New York. Dort verstarb er am 4. April 1956. Ebd., S. 257-264.

8 Vgl. Nicola Wie, Integration und Ausgrenzung in der städtischen Gesellschaft. Eine jüdisch-nichtjüdische Beziehungsgeschichte Kölns 1918-1933 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abt. für Universalgeschichte; Bd. 206), Mainz 2005. 9 Leifeld, Der Kölner Karneval in der Zeit des Nationalsozialismus (wie Anm. 1), S. 269-274; vgl. zu den Vorgängen im Verein der „Kölsche Funke rut-wie vun 1823“: Marcus Leifeld, „Was interessiert den Kölschen Funken schon das lächerliche Welttheater“. Ein Kölner Verein zwischen Traditionen und nationalsozialistischer Gleichschaltung, in: Heinz-Günther Hunold/Winfried Drewes/Michael Euler-Schmidt (Hrsg.), Vom Stadtsoldaten zum Roten Funken. Militär und Karneval in Köln, Köln 2005, S. 247-281.

10 Leifeld, Der Kölner Karneval in der Zeit des Nationalsozialismus (wie Anm. 1), S. 271f.

11 Max Salomon, am 8. Juni 1886 in Köln geboren, verdiente als Textilgroßhändler seinen Lebensunterhalt. Bis 1935 trat er zudem als professioneller Bühnenkünstler insbesondere im Karneval auf. Im November 1939 emigrierte er gemeinsam mit seiner Familie nach Los Angeles, wo er 1970 verstarb. Vgl. zum KKK und auch zum Schicksal der einzelnen Vereinsmitglieder: Ebd., S. 274-278.

12 Ebd., S. 284-287.

13 Ebd., S. 281-284.

14 Ebd., S. 296.

15 Siehe zu den antisemitischen Motivwagen in Rosenmontagszügen von 1936 bis 1939 und zu den Liedern und Reden auf den Sitzungen: ebd., S. 287-294.

16 Moritz Goldschmidt wurde am 8. April 1897 in Essen geboren. Im November 1942 wurde er von der Gestapo verhaftet, konnte sich dann aber nach der Entlassung verstecken. Nach 1945 spielte er eine bedeutende Rolle für den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde in Köln. Ende 1946 wurde er zum Zweiten Vorsitzenden der Gemeinde gewählt. Von 1948 bis zu seinem Tode am 4. August 1954 amtierte er als Erster Vorsitzender. Ebd., S. 298; Monika Grübel, Art. Moritz Goldschmidt, in: Ulrich S. Soënius/Jürgen Wilhelm (Hrsg.), Kölner Personen Lexikon, Köln 2008, S. 188.

17 Willi Salomon, am 20. Februar 1893 in Köln geboren, arbeitete als Kunsthandwerker und war spezialisiert auf die Anfertigung von Panoramen und Modellen für Ausstellungen. Ende November oder im Dezember 1935 emigrierte er zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter nach Palästina, wo er als Landwirt seinen Lebensunterhalt verdiente. Willi Salomon verstarb am 9.1.1977 in Ra'anana/Israel. Leifeld, Der Kölner Karneval in der Zeit des Nationalsozialismus (wie Anm. 1), S. 274f., 298-300. Für Hinweise danke ich Aaron Knapstein, Köln.

18 Ebd., S. 298-300.

Auf die Gründung der Karnevalsgesellschaft „Kölsche Kippa Köpp“, die am Ende des Artikels von Dr. Marcus Leifeld genannt wird, reagierte ein Urgestein der Kölner Musikszene, Rolly Brings, und widmete ihr eine eigenen Hymne. Wir danken der Agentur BRINGS-Büro, Stefan Kleinehr, für die Genehmigung zum Abdruck des Liedes, das dokumentiert, dass unsere jüdischen Mitbürger selbstverständlich zum ureigensten Brauchtum der Domstadt gehören:



Shalom-Alaaf Dem jüdische Karnevalsverein „Die Kölsche Kippa-Köpp e.V.“ zo Ihre

Kölscher Text (mit Zitaten aus bekannten Karnevalsliedern)
Rolly Brings (Februar 2020)

En Pappnas em Jeseech, en Kippa om Kopp:
Ov Chress udder Jüdd - hüek simmer all beklopp:
Wenn et Trömmelche jeiht, dann stommer all parat:
Dann fiere mer zesamme un trecke durch uns Stadt:

Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf!
Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf-Shalom!

David un Sarah, Pitter un Marie:
Jet danze, bütze, singe - dat deit keinem wih:
Kumm, stell dich nit su aan un drink eine met:
Dann maache die Brunge en Kölle keine Schnett:

Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf!
Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf-Shalom!

En Pappnas em Jeseech, en Kippa om Kopp:
Ov Chress udder Jüdd - mer maache eine drop:
Jet danze, bütze, singe - dat deit keinem wih:
Wenn mer zesamme fiere, dann schaffe mer noch mih:

Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf!
Shalom-Alaaf-Shalom-Alaaf-Shalom!

Hevenu Shalom Alechem.
Hevenu Shalom Alechem.
Hevenu Shalom Alechem.
Hevenu Shalom Shalom Shalom Alechem.
(Mer welle Fridde.)

Kölsche Kippa Köpp e.V. vum 2017

Aaron Knapstein - Präsident

Der wesentliche Initiator zur Wiedergründung eines jüdischen Karnevalsvereins in Köln war ein Nichtjude. Christoph Kuckelkorn, Präsident des Festkomitees Kölner Karneval.

Er kannte jüdische Mitglieder in verschiedenen Kölner Karnevalsvereinen und sprach einige von uns immer wieder mal an, ob wir kein Interesse hätten, einen jüdischen Verein zu gründen. So trafen sich im November 2017 schließlich acht jüdische Karnevalisten im Beisein von Christoph Kuckelkorn und gründeten die „Kölsche Kippa Köpp“.

Mittlerweile sind wir knapp 20 aktive Mitglieder, haben ein Dutzend Hospitantinnen und Hospitanten und freuen uns über weitere gut 30 Fördermitglieder, die die Idee unseres Vereins unterstützen. Ein Teil unserer Mitglieder war vorher nie im organisierten Karneval aktiv. Wir haben aber auch Mitglieder, die in der PrinzenGarde, bei den Blauen oder Roten Funken, der K.G. Alt-Köllen, der StadtGarde Colonia Ahoj und anderen Vereinen aktiv sind. Dies macht deutlich, dass wir bisher keinen jüdischen Karnevalsverein brauchten, um als Karnevalisten in Köln aktiv zu sein. Der kölsche Fastelovend brauchte aber einen jüdischen Verein, um ein seit 1933 fehlendes Stück in der großen und bunten Karnevalsfamilie zu ergänzen.

Erst Anfang 2019 sind wir offiziell an die Öffentlichkeit getreten. Uns war es zunächst wichtig herauszufinden, ob wir tatsächlich einen Verein auf Dauer gegründet haben. Neben etlichen internen Veranstaltungen das Jahr über haben wir in der vergangenen Session einen karnevalistischen „Rheinischen Nachmittag“ im Wohlfahrtszentrum der Synagogen-Gemeinde Köln durchgeführt und mit dem karnevalistischen Frühschoppen „Falafel und Kölsch“ unsere erste öffentliche Veranstaltung feiern können. Neben Künstlern wie dem „Bergischen Jung“ trat das Korps der Blauen Funken in ihrer 150. Jubiläumssession bei uns auf. Viele Aspekte dieser Veranstaltung waren vergleichbar mit jeder anderen Karnevalssitzung in Köln. Aber natürlich gab es auch Unterschiede. Die Blauen Funken z.B. lauschten zuerst in der Synagoge Roonstraße den Begrüßungsworten von Rabbiner Brukner, bevor sie aus dem Betsaal mit Musik in den darunter befindlichen Festsaal zogen, in dem schon kräftig gefeiert wurde. Auch mussten viele Besucherinnen und Besucher unserer Sitzung lernen, dass bei der Veranstaltung eines jüdischen Vereins ein Sicherheitscheck am Eingang obligatorisch ist. Das war für manche ungewöhnlich, es zeigt aber eben auch die Realität jüdischen Lebens in Köln.

Wie unsere Satzung sagt, verbinden die „Kölsche Kippa Köpp“ das jüdische Selbstverständnis ihrer Mitglieder mit den Traditionen des Kölner Karnevals. Jüdinnen und Juden waren immer Teil der Stadtgesellschaft und somit natürlich auch des Fastelovend. Oft war es ihnen nicht oder nur schwer möglich ihr Judentum und ihre Liebe zu Köln und dem Karneval zusammen zu bringen. Wir möchten zeigen, dass dies heute sehr gut funktioniert. Ein weiterer Zweck unseres Vereins ist die Bewahrung der Erinnerung an jenen

jüdischen Karnevalsverein, der bereits schon vor der NS-Zeit in Köln bestand und in dessen Tradition wir uns sehen – dem „Kleiner Kölner Klub“ K.K.K.

Auch wenn wir uns in manchen Dingen von unserem „Vorgängerverein“ unterscheiden, haben wir die drei „K“ in unserem Namen ganz bewusst gewählt. Mittlerweile kennen wir die Geschichte(n) vieler Mitglieder des K.K.K., die Liebe zu ihrer Vaterstadt Köln, die enge Verbindung zum Karneval, die spätere Verfolgung durch die Nationalsozialisten, welche zur Entrechtung, zur Emigration und in manchen Fällen zur Deportation und Ermordung führte. Wir wissen von emigrierten Mitgliedern, die ganze Alben mit Bildern des Kölner Karnevals und sogar ihre Karnevalsorden mit in die Emigration nahmen. Max Salomon, der Präsident des K.K.K., und sein Bruder Willi haben in ihrer neuen Heimat in Los Angeles bzw. Israel Karnevalssitzungen organisiert und für andere emigrierte Rheinländer gesungen, gereimt und geschunkelt. Das mag eigenartig klingen, wenn man weiß, dass aus den eigenen Familien Menschen deportiert wurden. Aber es zeigt, wie eng verbunden sich viele jüdische Kölnerinnen und Kölner mit der Stadt Köln gefühlt haben. Und es zeigt auch, wie viel unsere Stadt durch den Verlust dieser Menschen selber verloren hat. Von vielen Nachkommen ehemaliger Mitglieder des K.K.K., zu denen wir in den USA, Mexiko und Israel Kontakte pflegen, bekommen wir immer wieder gesagt „was ihr da macht, hätte dem Großvater oder dem Urgroßvater gefallen“. Ein großes und sehr schönes Lob für unsere Ohren!

Nun werden wir oft gefragt, was denn jüdischer Karneval genau sei und wir müssen schlichtweg erklären, dass es so etwas nicht gibt. Es gibt keinen „jüdischen Karneval“. Es gibt nur Jüdinnen und Juden im Kölner Karneval. Im Gürzenich wurde ich gefragt, wie denn unser karnevalistischer Schlachtruf wäre. Was sollte ich anderes antworten, als natürlich „Kölle Alaaf“? Wir Kippa Köpp sind Teil des Kölner Karnevals und darauf kommt es an.

In diesem Sinne sende ich ein herzliches Schalom und ein dreimol vun Hätze „Kölle Alaaf“!

Makkabi chai! - Makkabi lebt!

Hans-Georg Tankiewicz

Wie die Überschrift dieses Artikels so lautet auch der Titel einer Studie von Eric Fiedler, der wie der Untertitel preisgibt „Die jüdische Sportbewegung in Deutschland 1898-1998“ (Wien: Christian Brandstätter Verlag 1998) nachzeichnet.

Das Erscheinungsjahr dieser informativen Untersuchung ist nicht vom Zufall bestimmt, denn in diesem Jahr wurde in Berlin der erste jüdische Turnverein unter Führung durch den Philosophiestudenten Wilhelm Lewy ins Leben gerufen, aus dem dann in der Folgezeit die internationale Sportbewegung Makkabi hervorging. Durch den zunehmenden Antisemitismus hatte die „makkabische“ Sportbewegung in deutschen Turnvereinen auch einen starken Zulauf.

Der Name ist wohl vom Anführer des „Makkabäer-Aufstandes“ abgeleitet, dem aus einer Priesterfamilie stammenden Freiheitskämpfer gegen die Seleukiden, Judas Makkabäus († 160 v. Chr.), Makkabäus ist die vom griechischen „Makkabaios“ abgeleitete Form, was wiederum vom aramäischen Makkaba („Hammer“) abgeleitet wird. Wohl wegen seines Erfolges gegen Antiochos IV. fand er auch in der Karolingerzeit im christlichen Umfeld Beachtung und wurde als „Krieger-Märtyrer“ verehrt, wie auch in der Kreuzzugsbewegung, als er von Papst Urban II. zum Vorbild für die Kreuzfahrer stilisiert wurde.

1921 erfolgte dann auf demselben zionistischen Weltkongress, auf dem in einer „Resolution zur arabischen Frage“ der Wille geäußert wurde, „mit dem arabischen Volk in einem Verhältnis der Eintracht und der gegenseitigen Achtung zu leben“ die Gründung einer weltweiten Makkabi-Bewegung, der dann 1929 in Prag, als die Tschechoslowakei Gastgeber war, die allerersten European Maccabi Games (EMG) folgte, und 1932 kam es zur ersten Welt-Makkabiade im Makkabia-Stadion von Tel Aviv (fast 400 Teilnehmer aus 18 Nationen). Die European Maccabi Games werden – nach der Shoa zum ersten Mal 1959 in Kopenhagen – alle vier Jahre, zwei Jahre nach der Makkabiade (Makkabia, Plural: Makkabiot), die seit 1953 dauerhaft in Israel veranstaltet wird. 2017 fand die letzte Makkabiade im Teddy-Stadion von Jerusalem statt, mit 10.000 Teilnehmern aus 85 Nationen. Die letzte EMG fand 2019 mit mehr als 3000 Teilnehmern aus 42 Nationen in Budapest statt.



2015 hatten die EMG erstmals überhaupt in Deutschland stattgefunden, und zwar in Berlin mit ca. 2300 Teilnehmern aus 37 Ländern, dort, wo 1936 deutschen Juden die Teilnahme an den Olympischen Spielen untersagt wurde, vielleicht wurde der Olympiapark in der deutschen Hauptstadt deshalb als Austragungsort, weil 50 Jahre zuvor die deutsch-israelischen Beziehungen aufgenommen wurden. Die in Kapstadt geborene Brustschwimmerin Sarah Poewe, die bei den Olympischen Spielen 2004 in Athen die erste jüdische Sportlerin war, die nach 1936 eine Medaille für Deutschland gewann, hatte 2015 die Patenschaft für die Schwimm-Wettbewerbe übernommen. Auch wenn der Leiter des Organisationsteams Oren Osterer keines der großen DAX-Unternehmen als Sponsor für die EMG gewinnen konnte (man war nur zu Sachleistungen bereit), hat sich in der Akzeptanz der eigenen jüdischen Spiele doch etwas zum Positiven hin bewegt, wie Patenschaften von Spitzensportlern wie Fußballnationalspieler Jérôme Boateng oder Spitzenpolitikerinnen wie

die damalige Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen dokumentieren.

Aber für so manchen jüdischen Sportverein gehört der Antisemitismus leider immer noch zum Alltag, egal ob er von Neonazis, Muslimen oder von anderen deutschen Mitbürgern praktiziert wird. Vorgeworfen wird ihnen – neben spöttischen Verunglimpfungen von Leichtathletikdisziplinen als „Hakenkreuzweitwurf – vor allem, dass Juden überhaupt eigene Wettkämpfe austragen, wobei man geflissentlich ausblendet, dass der Zusammenschluss von Juden in eigenen Sportvereinen erst durch die Diskriminierung im Zuge des Antisemitismus, durch die systematische Ausgrenzung und Ausschaltung aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben der Stadt hervorgerufen worden ist. So kam es 1933 in Köln zur Gründung des SC Hakoah Köln, der regen Zulauf bekam, weil Juden nach der Machtergreifung immer mehr isoliert und aus nicht-jüdischen Sportvereinen ausgeschlossen wurden. 1937 gelang es sogar der Fußballmannschaft des SC Hakoah die Mittelrheinmeisterschaft zu gewinnen, doch mit fadenscheinigen Begründungen wurde ihr im Folgejahr die weitere Teilnahme am Wettbewerb verwehrt.

Nach der Machtergreifung / Machterschleichung kam es zur Arisierung des Sports: „Zu den „Verlorenen Helden“, die 1933 aus vielen Vereinen ausgeschlossen wurden, zählten unter anderem Max Salomon (1906-1942/1944), einer der erfolgreichsten Torjäger von Alemannia Aachen, Dr. Waldemar Spier (1889-1945), Mitglied der Fußballabteilung von Fortuna Düsseldorf, die Brüder Karl und Richard van Frank (Lebensdaten unbekannt) von TuS 04 Le-verkusen, Fritz Grünwald (1897-1945) und Julius Hesse (1875-1944), Mäzen und Vorsitzen-der von Arminia Bielefeld, der Schalker Arthur Herz (1908-?), die Mönchengladbacher Kurt Liffmann (1881-1942), Robert Michaelis (1905-?) und Alfred Rosen (1890-1942), die Kölner Fußballpioniere Otto (1885-1943?) und (Adolf) ‚Addey‘ Levy (1883-1942). Der Prozess der Arisierung in der deutschen Turn- und Sportbewegung war Ende 1933 weitestgehend geregelt und abgeschlossen.“ (Peiffer, Lorenz, Juden im Sport im Rheinland, in: Internetportal Rheinische Geschichte, abgerufen unter: <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Epochen-und-Themen/Themen/juden-im-sport-im-rheinland/DE-2086/lido/5f-8fe1e448eb37.94614384> (abgerufen am 13.01.2021))

Die Tatsache der Veranstaltung eigener Wettkämpfe – auch wenn dies bereits vorher begann, aber der Antisemitismus war ja auch kein spezifisch deutsches Alleinstellungsmerkmal in Europa und in der Welt – muss daher wohl eher als Beweis jüdischen Selbstbewusstseins und jüdischer Souveränität eingeordnet werden. Die Hockeyspielerin Debby Rosenthal formuliert im 21. Jahrhundert ihre Einschätzung der jüdischen Olympiade so: „Freunde haben mich öfter gefragt: Ach, das ist ja ganz spannend, aber warum schließt Ihr euch als Juden selber aus? So verwerflich finde ich diese Nachfrage gar nicht. Ich weiß, dass es keine christlichen oder muslimischen Kontinentalspiele gibt – warum brauchen wir also jüdische Spiele? Aber wir haben eine Geschichte, die Christen nicht haben. Und es ist nach dem Holocaust noch nicht wieder alles in Ordnung. Es ist schön, dass wir ein Sportfest haben, dass den Zusammenhalt unserer Religion stärkt.“ Und weiter: „Es ist das Ereignis, wo ich das jüdische

Gemeinschaftsgefühl am intensivsten spüre.“ Aber sie sagt auch: „Durch Sport können wir zeigen, wie selbstverständlich jüdisches Leben in Deutschland 2015 ist.“

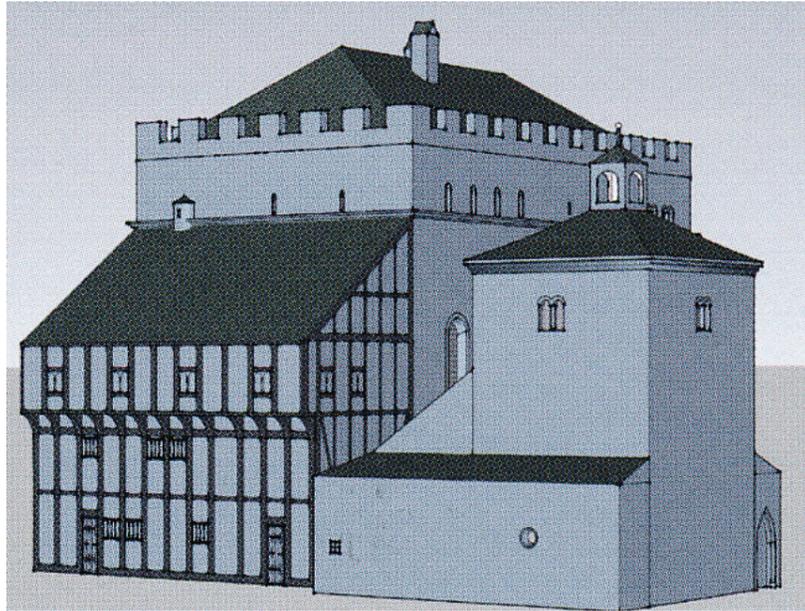
Heute sind laut Makkabi Deutschland in 37 Ortsvereinen mehr als 4000 Mitglieder aktiv. Trotz der beinahe vollständigen Vernichtung des europäischen Judentums kam es kurz nach der Befreiung vom Nationalsozialismus zur Neuaufnahme sportlicher Aktivitäten. Es entstand der „SC Makkabi Köln“, aus dem 1967 dann der Verein „TuS Makkabi Köln e.V.“ hervorging. In der Domstadt blickt dieser Sportverein auf eine lange jüdische Tradition zurück, bis ins Jahr 1902, als der Jüdische Turnverein (JTV) 02 Köln gegründet wurde. Auf seiner Homepage stellt sich der Verein unter der Maxime bzw. dem Motto „Verbunden im Sport“ so dar: „Bei Makkabi Köln sind Menschen aller Nationalitäten, Kulturen und Religionen jederzeit gern willkommen, denn unser Sportverein tritt seit seiner Gründung für ein friedliches Miteinander aller Menschen ein, deren gemeinsame Leidenschaft der Sport ist.“ Weiter wird ausgeführt: „Das Willkommen-sein verschiedener Nationalitäten, Kulturen und Religionen ist für alle Mitglieder von Makkabi eine Selbstverständlichkeit und bildet als Grundästhetik den Eckpfeiler des Miteinanders im Verein. Heute trainieren und messen sich mehr als 300 Mitglieder bei Makkabi Köln in 8 unterschiedlichen Sportarten. Neben den Aktivitäten in Köln nehmen unsere Sportler auch regelmäßig an nationalen und internationalen Makkabi Wettkämpfen teil. Wir sind stolz darauf, mittlerweile ein Teil des weltweiten Makkabi Netzwerkes zu sein und unseren Beitrag zur Verständigung von Menschen in der ganzen Welt zu leisten.“

Im Hinblick auf die damals nicht selbstverständliche Teilnahme von Frauen an sportlichen Aktivitäten war der jüdische Turnverein in Köln schon im Jahr nach seiner Gründung kurz nach der Jahrhundertwende vorbildlich und richtungweisend, der nicht nur Frauen zur Mitgliedschaft zuließ, sondern eine eigen Frauenriege ins Leben rief.

Heute existiert zwar keine Turnabteilung mehr, dafür gibt es aber insgesamt 8 unterschiedliche Abteilungen: König (Herren-)Fußball (in der Kreisliga aktiv) darf da wohl auch auf Grund der Vereinsgeschichte nicht fehlen, beim Basketball (anders als beim übermächtigen Namensvetter und Abonnementsmeister und -pokalsieger der Kölner Partnerstadt Tel Aviv) ist man „nur“ im Bereich von Freundschaftsspielen tätig, mit Bridge, einer der traditionsreichsten Abteilung des Vereins, widmet man sich dem Kartenspiel, Krav Maga vermittelt Jugendlichen und Erwachsenen vom israelischen Militär entlehnt Selbstverteidigungstechniken, im Schach bietet man nicht nur Trainingsmöglichkeiten an, sondern auch die Teilnahme an Turnieren, das Tennistraining ist vorzugsweise auf Kinder und Jugendliche ausgerichtet, im Tischtennis führt das anspruchsvolle Training sogar zu Teilnahmen an Makkabiaden und im Volleyball kämpft die Mannschaft in der Bezirksliga um Punkte.

Anmerkung nicht nur für Kölner: Ein Besuch des Machabäerschreins im südlichen Querhaus der romanischen Kirche Sankt Aposteln mit den von Markus Lüpertz gestalteten Fenstern des Martyriums der Machabäerbrüder kann in diesem Zusammenhang nur empfohlen werden.

Beginn der Kirche des 313/314 erstmals genannten Kölner Bischofs, nämlich Maternus, an diesem Ort eine *conditio sine qua non* – und fast exkommuniziert wird, wer laut darüber nachdenkt, ob nicht vielleicht auch die mit demselben Patrozinium St. Peter ausgestattete Kirche auf dem Gelände des ehemaligen Monumentalbaus der Thermen wieder als früheste Bischofskirche von Köln in Erwägung gezogen werden sollte. Nur bei dem liturgischen Feierort der Juden, bei der Synagoge, scheint die Überlegung, dass auch sie ununterbrochen spätestens seit der ersten Erwähnung von Juden im Jahre 321 an derselben Stelle im römischen Köln zu finden war, problematisch und undenkbar zu sein.



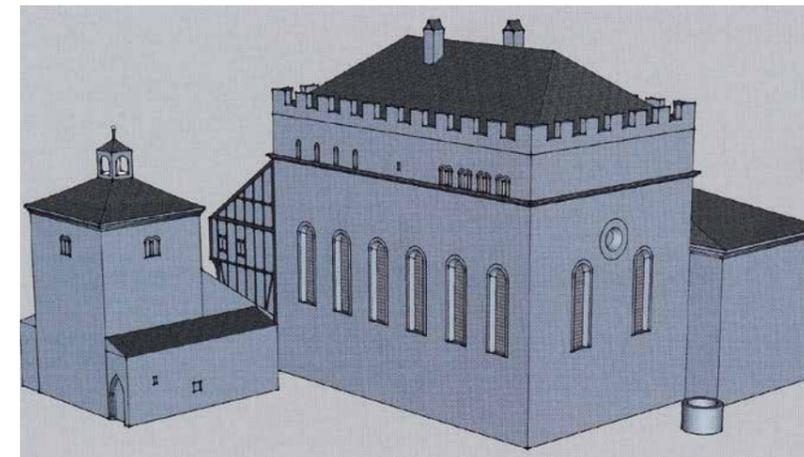
Ansicht der Synagoge und Mikwe, Rekonstruktionsvorschlag, Zustand vor 1349, Ansicht von Süd-Westen

Es erscheint insbesondere im Zusammenhang mit dem Thema des Jüdischen Museums wichtig, auf diesen Widerspruch ausdrücklich hinzuweisen. Das Gelände des wohl noch in fränkischer Zeit weiter genutzten römischen Prätoriums wurde spätestens seit karolingischer Zeit Ende des 8. und im 9. Jahrhundert vermehrt jüdisches Wohnviertel. Warum die Juden hier siedeln konnten, lässt sich damit erklären, dass dieses Gebiet königlicher Besitz geblieben war und die Juden unter königlichem Schutz standen, den sie allerdings entsprechend mit Sonderabgaben honorieren mussten. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts kommt es dann aber zu einer Entscheidung, die für das weitere Bestehen des jüdischen Viertels von weitreichender und schließlich tödlicher Bedeutung wurde: der Beginn des Kölner Rathauses. Es entstand im engbesiedelten Judenviertel an der Judengasse und erfuhr seine Erweiterungen im Anschluss an die periodisch stattfindenden Judenpogrome des Mittelalters. Es ist nicht genau festzustellen, wann das zwischen 1135 und 1152 erstmals genannte „Haus, in dem die Bürger zusammenkommen“ („*domus in quam cives conveniunt*“) gebaut wurde, das 1149 ausdrücklich ins Judenviertel („*domus civium inter iudeos sita*“ / „ein Haus der Bürger, das im Judenviertel liegt“) lokalisiert wird. Sicher ist das Jahr 1106, das den Bürgern die

von Kaiser Heinrich IV. erlaubte Stadterweiterung mit dem Bau der neuen Stadtumwallung brachte, als frühester Zeitpunkt eines Rathausbaus anzusehen. Auf jeden Fall ist die Errichtung eines eigenen Hauses für die Bürger der Stadt als ein entscheidender Emanzipationsschritt vom Stadtherrn, dem Erzbischof, anzusehen – ein Schritt, der durchaus in die Politik des Kaisers passte und daher der Unterstützung wert war. Die Lage dieses ersten öffentlichen Verwaltungsbaus ausgerechnet im Judenviertel erstaunt, da man es eigentlich am Marktplatz der Stadt, am Altermarkt, erwarten würde. So aber entstand es im Bereich des römischen Prätoriums, der den direkt der „kaiserlichen Vormundschaft“ unterstellten Juden zur Verfügung gestellt war, und man kann annehmen, dass der Kaiser aus seinem dort vorhandenen Besitz ein Grundstück für die „*domus civium*“, das Haus der Bürger, zur Verfügung stellte. Natürlich ist der Gedanke einer möglicherweise sogar bewussten Kontinuität zentraler Verwaltungsbauten seit der Römerzeit an dieser Stelle äußerst reizvoll, aber reine Spekulation. Dieses romanische Bürgerhaus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist das älteste bekannte deutsche Rathaus und hatte wohl bereits dieselben Ausmaße, wie der überkommene Hansaalsbau des Rathauses aus dem 14. Jahrhundert: Ein langgestreckter zweigeschossiger Bau, dessen Rückwand auf der römischen Stadtmauer gründet und dessen Hauptseite mit dem Eingang zur schmalen Judengasse lag, die dann zum Teil Bürgerstraße genannt wurde. Die Herleitung dieses langgestreckten Saalbaus von etwa 7 mal 29 Meter von den in der Proportion ähnlichen Saalbauten kaiserlicher Pfalzen erscheint naheliegend.

Es könnte auch sein, dass dieser erste Kölner Rathausbau, dessen Aussehen wir nicht kennen, durchaus sein Gegenstück in dem Neubau des Erzbischöflichen Palastes durch Erzbischof Rainald von Dassel um 1160/70 erhielt. Dieser hatte an der Südseite des Domes den durch die Zeichnung Finkenbaums von 1664/65 überlieferten Saalbau errichten lassen, der vor allem durch die romanischen Bogenstellungen im oberen Teil charakterisiert war. [...] Da der Kölner Erzbischof bereits 1263 seine Residenz nach Brühl verlegt hatte und nach der Schlacht von Worringen 1288 keinen Aufenthalt mehr in der Stadt nehmen konnte, erfuhr dieser für Huldigungen, Feste und Gerichtssitzungen erbaute Palast keine weitere Pflege mehr und wurde schließlich 1674 wegen Baufälligkeit abgebrochen. [...] Die wichtigste Baumaßnahme des 14./15. Jahrhunderts in Köln war der Umbau und die Erweiterung des Rathauses. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgte zunächst der Neubau in denselben Ausmaßen wie der Gründungsbau des 12. Jahrhunderts. Das Obergeschoss nahm der sogenannte „Lange Saal“ ein, der erst seit dem 18. Jahrhundert als „Hanseatischer Saal“ und später kurz als Hansaals bezeichnet wurde, da der Überlieferung nach hier 1367 die Hansestädte getagt und den Krieg gegen den dänischen König beschlossen hatten,

an dem sich Köln aber nicht beteiligte. Beherrschendes Gliederungselement des spitztonnengewölbten Raumes sind die beiden reich geschmückten Giebelwände: Die Nordwand mit einer überaus aufwendigen Maßwerkverzierung, die in der Ausführung der Dombauhütte zugeschrieben werden kann, und die Südwand mit ihrem ikonographisch überaus interessanten Figurenprogramm. In Fialennischen stehen die lebensgroßen Standbilder der Neun Guten Helden als Symbole der Gerechtigkeit. Es sind (von rechts nach links) Alexander der Große, Hektor von Troja und Julius Cäsar aus der heidnischen Antike, dann Judas Maccabäus, König David und Josua des Alten Testaments, sowie Gottfried von Bouillon, König Artus und Karl der Große als Vertreter der Christenheit. Diese Krieger galten zumindest im Mittelalter als vorbildliche Idealgestalten. Die Einbeziehung der drei jüdischen Vertreter geschah allerdings nicht als Hommage an die benachbarten jüdischen Mitbürger, sondern entsprach der allgemein üblichen Selbstbedienung der Christen, die sich aus dem Alten Testament das aussuchten, was ihnen zur eigenen Bestätigung dienlich schien. Die gesamten typologischen Zyklen verfahren nach dieser Vorgabe. Die um 1330 (oder auch früher) anzusetzenden hochgotischen Figuren gehören in ihrer Ausdrucksstärke und mit der eleganten Schwingung, die ihren Standort zwischen den Sockeln und den abgestuft in den Giebel ragenden Baldachinen homogen betont, zu den besten Arbeiten deutscher Skulptur in dieser Zeit.



Ansicht von Synagoge und Mikwe, Zustand vor 1349, Rekonstruktionsvorschlag, Ansicht von Süd-Osten

Die Herkunft der Gesamtkomposition mit übereck gestellten maßwerkgeschmückten hohen Sockeln und fialenartigen Baldachinen von kirchlichen Figurenportalen ist dabei klar erkennbar. Die Geschlossenheit des langen Raumes wird an den Längswänden durch die Maßwerkgliederungen für einst farbfrohe Fenster oder als Rahmung ehemals hier vorhandener figürlicher Szenen geschmückt, wie überhaupt der gesamte Saal und sein Figurenschmuck im Mittelalter farbig gefasst war. Für die Darstellung der Propheten gilt das bereits Gesagte. Sie waren hier nicht zur höheren Ehre der jüdischen Mitbürgerschaft angebracht, sondern vermutlich in denener Form für die neutestamentlichen Apostel. Nach starker Beschädigung im Zweiten Weltkrieg wiederaufgebaut, präsentiert sich der Saal heute in jener purifizierten Weise, die auch den mittelalterlichen Kirchen zuteilwurde und die

schon die Rathausrenovierung der 1930er Jahre begonnen hatte. Die im 12. Jahrhundert im Judenviertel erfolgte Gründung des Rathauses hatte für diese Bevölkerungsgruppe eine ausgesprochene Sprengwirkung im wahrsten Sinne des Wortes. Die periodisch veranstalteten Judenpogrome fanden auch in Köln statt, wo sie gleichzeitig den Erweiterungsbedürfnissen des Rathauses eine makabre Grundlage gaben. So entstand nach dem fürchterlichen Pogrom von 1349, das Ermordung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung zur Folge hatte, anstelle abgebrochener jüdischer Häuser ein Rathausplatz, der die Möglichkeit eines Treppenaufganges zum „Lange Saal“ bot. Sein Aussehen ist nicht überliefert. Die repräsentative Erneuerung dieser ersten Rathauslaube erfolgte im 16. Jahrhundert, wie gleich zu sehen sein wird. 1374 durften Juden wieder nach Köln zurückkehren, wo sie jeweils für zehn Jahre eine Aufenthaltsgenehmigung erhielten und einen Teil ihrer Bauten neuerlich erwerben konnten. 1407-1414 entstand auf ehemals jüdischem Besitz der Ratsurm, ein mehrgeschossiges mittelalterliches „Hochhaus“, dessen etwas überhöhte Dimension in dem Woensam-Holzschnitt links neben dem Vierungsturm von Groß-St. Martin zu erkennen ist. Dieser gotische Bau mit maßwerk- und figurengeschmücktem Äußeren bot im Inneren große Räume u.a. für den Weinkeller und die Waffensammlung – vor allem aber für einen neuen Ratssaal im ersten Obergeschoss, dessen quadratischer Grundriss akustisch günstiger war, als der „Lange Saal“.

Der neue Ratssaal, der später den Namen Senatssaal erhielt, war bei seinem Bau 1407-14 vom alten Saal noch durch ein jüdisches Wohnhaus getrennt. Erst nach 1424, als die Aufenthaltsgenehmigung nicht mehr verlängert wurde und man den Juden „auf ewige Zeiten“ das Bleiben in Köln verbot, konnte mit der Prophetenkammer ein Verbindungsbau geschaffen werden. Das unterschiedliche Niveau von Hansaals und Senatssaal hat in dieser baulichen Entwicklung seinen Grund, dass beim Bau des Ratsurmes noch das Haus eines jüdischen Bürgers dazwischen war. Die daher notwendige Treppe wurde

zum Aufstellungsort der bereits 1414 beim Bau des Turmes geschaffenen Holzfiguren der Propheten, deren allgemein verbindliche Empfehlungen auf ihren Spruchbändern die Ratsmitglieder beim Gang in den Senatssaal lesen und bei ihren Beschlüssen beherzigen sollten. Auch diese Propheten sind nicht als Ausdruck der Verehrung für die jüdischen Mitbürger geschaffen worden. Der Hauptgrund aber, warum die Kölner Bürgerschaft den jüdischen Mitbürgern 1423/24 das weitere Aufenthaltsrecht verweigerte, war vermutlich der Wunsch, die jüdische Synagoge zur Umnutzung als Ratskapelle zu bekommen. Seit dem frühen Mittelalter wissen wir von Gottesdiensten des Rates, die dieser entweder in der nahegelegenen Michaelskapelle auf der Marktpforte (=Marspforte bei Obenmarspforten) oder in einem Raum des Rathauses (in der Goldenen Kammer?) abhielt. Letzteres geschah insbesondere während der Zeit erzbischöflicher Interdicte oder Bannsprüche, die bekanntermaßen nicht immer aus rein kirchlichen Gründen gegen die aus der Sicht

der Erzbischöfe unbotmäßige Kölner Bürgerschaft verhängt wurden, sondern mit deren Hilfe der Erzbischof handfeste politische Ziele verfolgte. Mit päpstlicher Erlaubnis konnte allerdings der Rat in solchen Zeiten im Rathaus bei verschlossenen Türen und ohne Glockenklang die Gottesdienste feiern. Für die Zeit kurz vor 1400 ist die Aufstellung eines Tragaltars im Rathaus (in der Goldenen Kammer?) bezeugt. Auf Ersuchen des Kölner Stadtrates erhielt dieser 1394 vom Papst die Zustimmung zur Errichtung einer eigenen Ratskapelle mit einer damit verbundenen Pfründe.

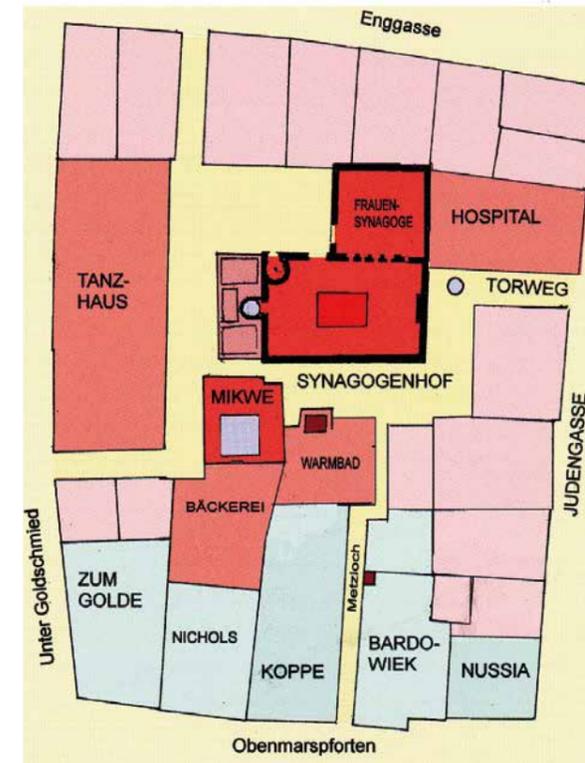
Wo sollte aber diese Kapelle entstehen? Wohl nicht zuletzt aus diesem Grund wurden im Jahre 1423 die Juden, denen die Kölner vor allem auch Kollaboration mit den Erzbischöfen vorwarfen, binnen Jahresfrist für immer („up ewige tzyden“) aus der Stadt verwiesen. Damit waren ab 1424 die letzten jüdischen Grundstücke zur Verfügung des Kölner Rathauses und die jüdische Synagoge konnte zur seit längerem geplanten Ratskapelle umgebaut werden. Am 8. September 1426 wurde sie der Gottesmutter geweiht und dabei das Patrozinium St. Maria in Jerusalem gewählt. Dies geschah wohl kaum, um die Erinnerung an das jüdische Kultzentrum im positiven Sinne wach zu halten, wohl eher, um auch mit diesem Namen, wie schon mit der christlichen Ratskapelle gerade an dieser Stelle, die Endgültigkeit der Judenvertreibung zu demonstrieren. Der Geistliche an der Ratskapelle führte den Namen „Patriarch in Jerusalem“. War die Ratskapelle also bereits in zweifacher Hinsicht ein politischer Bau (als jederzeit, auch bei erzbischöflichem Interdikt und Bann, nutzbarer Gottesdienstraum und als Denkmal der Judenvertreibung), so wurde sie es in einem noch weiteren Sinn durch die Anschaffung ihres wichtigsten Ausstattungstückes, des Altars der Stadtpatrone. Dieser große Flügelaltar mit der Darstellung der thronenden Maria mit Christuskind und Anbetung der Heiligen Drei Könige in der Mitteltafel und den Heiligen Ursula und Gereon mit ihren Gefährten, sowie der Verkündigungsszene mit Maria und dem Erzengel Gabriel ist das um 1440 - 45 entstandene Hauptwerk von Stefan Lochner. Das inhaltliche Programm von Lochners Altar für die Ratskapelle, die Darstellung der Kölner Stadtpatrone um Maria mit dem Christuskind, ist als politische Aussage zu werten. Die Kölner hatten durch ihre siegreiche Teilnahme an der Schlacht von Worringen im Jahr 1288 und nach ihrer Meinung mit Hilfe der Stadtpatrone erfolgreich die weltliche Herrschaft des Erzbischofs abgeschüttelt, so dass er seit dieser Zeit nicht mehr in Köln residieren konnte. Der Rat der Stadt Köln musste allerdings sorgsam darüber wachen, dass Erzbischof und Domkapitel nicht die Reliquien der Heiligen Drei Könige, den kostbarsten Besitz von Köln, aus der Stadt entfernten.

Im Jahre 1372 erreichten die Kölner sogar eine Bulle des Papstes Gregor XI., die unter Androhung der Exkommunikation verbot, die Gebeine der Heiligen Drei Könige zu verkaufen oder sonst wie aus der Stadt zu entfernen. Auf diesem Hintergrund ist der Inhalt des Altares für die Ratskapelle politisches Programm und Legitimation. Die die Freiheit der Kölner Bürger garantierenden Stadtpatrone waren an zentraler Stelle gegenwärtig mit diesem Altar, an dem die Ratsherren vor ihren Sitzungen einer Messe zum Heiligen Geist beiwohnten. Hier wurden auch die städtischen Beamten vereidigt. Als Bau blieb die Ratskapelle, wie auch die Synagoge,

im Äußeren sehr schlicht. Der rechteckige Saalbau von 14,50 x 9,20 m Größe hatte als äußeren Hauptschmuck einen vierseitigen übereck gestellten zierlichen Dachreiter und seit 1474 eine kleine nördlich angefügte Sakristei, aus der das heute im Museum Schnütgen befindliche dreiteilige Glasgemälde mit der Anbetung der Heiligen Drei Könige stammt. Ein nördlich der Sakristei gelegenes Zugangspfortchen mit figurengeschmücktem (älterem?) Tympanon bildete den Zugang zum Kapellenhof und schloss den Kapellenbereich ab. Die gerade geschlossene Ostseite (am Rathausplatz) der Kapelle wurde im frühen 17. Jahrhundert mit einem Stufengiebel geschmückt, der im 19. Jahrhundert wieder verändert wurde. Im 16./17. Jahrhundert dehnte sich der Rathauskomplex mit Löwenhof und Altermarkttrakt auch zum Altermarkt aus, der politische „Hauptplatz“ aber, der auch einfach „der Platz“ genannt wurde, blieb der Rathausplatz, wo Anfang des 17. Jahrhunderts der Spanische Bau, insbesondere aber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Renaissance-Laube gebaut wurde. Als neuer Zugang zum großen Ratssaal (Hansasaal) entstand 1569–73 von Wilhelm Vernucken dieser repräsentative Neubau, im Wesentlichen nach den 1557 entstandenen Entwürfen von Cornelis Floris. Der zweischiffige fünfjochige Bau mit Betonung der Mittelachse ist bewusst aus der Achse des Hansasaalbaus so verschoben, dass seine Ausrichtung auf die zum Rathausplatz führende Portalsgasse voll zur Wirkung kommt. Dabei sind die Proportionen der Arkaden so sehr in absolutem Bezug zum dahinter aufsteigenden Saalbaudach entwickelt, dass beim Blick durch die schmale Portalsgasse der Eindruck eines wesentlich größeren, sich nach beiden Seiten fortsetzenden Renaissancebaus entstand. Erst beim Betreten des Rathausplatzes war das volle Erfassen dieses architektonischen Schmuckstückes, von dem die Ratsbeschlüsse verkündet wurden, mit seiner maßstäblichen Einbindung in die Proportionen des Platzes möglich – ein sicher beabsichtigter Überraschungseffekt, der mit der bevorstehenden Schließung des Platzes wieder entstehen wird. Dieser bedeutendste Renaissance-Bau von Köln überlebte, wie durch ein Wunder, fast unbeschädigt den Zweiten Weltkrieg, was zweifellos mit ein Anlass war, dass der Wiederaufbau des Rathauses auf altem Grundriss erfolgte.

1954-56 entstand der neue Spanische Bau, ein Backstein-sichtbau von Theodor Teichen, der die Proportion des alten Baus aufnahm und in schlichtkonservative Stilformen der 1950er Jahre übertrug. So erstand der nördliche Teil des Rathausplatzes in seiner alten Proportion. Unter dem Neubau des Spanischen Baus wurden die von Otto Doppelfeld ausgegrabene Funde des Pratoriums bewahrt – ein für die 1950er Jahre mit seinen großen wirtschaftlichen und sozialen Problemen ganz erstaunlicher Kraftakt. Es folgten bis 1972 der Wiederaufbau des Historischen Rathauses mit Hansasaal, Prophetenkammer, Ratsturm, Löwenhof sowie Neubau des Altermarkttraktes von Karl Band, der auch den Verwaltungsbau an der Judengasse betont schlicht errichtete, da ja noch die Schließung des Platzes durch Errichtung des südwestlichen Rathausteiles bevorstand. Diesen Teil der Kriegsschädenbeseitigung ebenfalls zu leisten war dann meine laut verkündete Absicht, als ich 1978 Stadtkonservatorin wurde. Der städtische Liegenschaftsdezernent, Stadtdirektor Baumann, meinte dann, mir diesbezüglich eine besondere Freude bereiten zu können, indem er den (natürlich lukrativen)

Verkauf dieses Grundstückes anvisierte, damit durch einen Privatbau die von der Denkmalpflege so erwünschte Schließung des Platzes erfolgen könne. Es war Ludwig Rühle, der um die alten Kölner Stadtstrukturen so überaus verdiente Verwaltungsbeamte, der davon erfuhr und mich darauf aufmerksam machte, dass an dieser Stelle, über dem alten Judenviertel, doch ein Jüdisches Museum entstehen müsste und kein Privatbau.



Der südliche Bezirk des jüdischen Viertels und seine Infrastruktur. Parzellenkonstruktion des Zustandes vor 1349 aufgrund der Grabungsbefunde

Meine diesbezügliche Intervention in der Verwaltungskonferenz hatte Erfolg. Oberstadtdirektor Kurt Rossa entschied gegen den Verkauf, das Grundstück sollte für ein späteres Jüdisches Museum freigehalten werden, wobei er anmerkte: „Sie werden sich aber wundern, was den Kölnern alles einfallen wird, um ein Jüdisches Museum an dieser zentralen Stelle direkt am Rathaus zu verhindern.“ Tatsächlich gab es bereits in den nachfolgenden Jahren intensive und sehr kontroverse Diskussionen über die nun plötzlich grundsätzlich gewordene Frage der Bebauung dieses Grundstücks, eine Frage, die noch bis in die späten 1970er Jahre keine war. Zumindest aber wurde die Fläche gepflastert und mit Markierungen der ehemaligen Bebauung sowie Einfassung mit Bäumen versehen, um die Grenzen dieses Baugrundstücks zu markieren. Die Mikwe erhielt als Bedachung eine Glaspyramide. Zur Kriegsschäden-beseitigung gehörte auch die Fertigstellung des Ratsturmes, dem zur richtigen architektonischen Erscheinung noch die Figuren fehlten. Die Diskussion um die inhaltliche Ausgestaltung dieses Programms der Ratsturmfiguren war intensiv und bemühte

sich um die Berücksichtigung aller Aspekte der kölnischen Geschichte. So wurden auch sieben jüdische Personen aufgenommen: Abraham Oppenheim, Jacques Offenbach, Moses Hess, Karl Marx, Max Isidor Bodenheimer, Hertha Kraus und Edith Stein. Die Stiftung fast aller 124 Figuren erfolgte durch die Kölner Bürgerschaft innerhalb kürzester Zeit. Bei den jüdischen Figuren war es kein Problem mit Edith Stein, die als Heilige vom Erzbistum Köln sowie mit Abraham Oppenheim, der vom Bankhaus Oppenheim gestiftet wurde, auch nicht mit Jacques Offenbach, den die EMI-Electrola stiftete (mein Mann war damals da künstlerischer Direktor), sowie mit Karl Marx, an dem die Kölner SPD nicht vorbeikommen durfte. Blieben zuletzt noch Bodenheimer, Hess und Kraus – und dies wurde ein richtiges Problem! Da war zu merken, wie viel Ablehnung jüdischer Geschichte und der zugehörigen Personen in Köln vorhanden ist. Nicht einmal die Kaufhof AG, deren jüdische Vergangenheit allen bekannt ist, fühlte sich imstande, z.B. Bodenheimer zu stiften und nahm lieber den Sozialdemokraten Wilhelm Sollmann. Schlussendlich erfolgte die Stiftung auch dieser letzten drei Figuren Bodenheimer, Hess und Kraus, wenn auch z.T. durch anonyme Spender.

Ich bin [...] nicht näher auf die Geschichte des Rathauses im 19. Jahrhundert eingegangen, wobei die Frage durchaus interessant wäre, warum nach der damals erfolgten Wiedergabe der Juden in Köln, ihnen ihre alte Kultstätte nicht wiedergegeben wurde, obwohl die christlichen Kölner diesen Bau, der seit 1426 Ratskapelle war, seit 1794 praktisch nicht mehr in liturgische Benutzung nahmen. 1996 gründete sich die Gesellschaft zur Förderung eines Hauses und Museums der jüdischen Kultur in NRW e.V. unter dem Vorsitz von Graf Hoensbroech, dann Klaus Burghard, und der Geschäftsführung von Helmut Fußbroich. Der von dieser Gesellschaft angeregte Wettbewerb brachte den wunderbaren Entwurf von Wandel, Höfer, Lorch und Hirsch, der den Platz auch nach Süden wieder schließen und den so wichtigen Blick durch die Portalsgasse auf die Rathauslaube ergeben wird. 2009 erfolgte eine Reduzierung des Baukörpers im Süden, um zum Wallraf-Richartz-Museum einen größeren Abstand zu haben. 2011 gab es den grundsätzlichen Ratsbeschluss und seit 2012 die Entscheidung, dass der Landschaftsverband den Betrieb dieses Museums der rheinischen Geschichte übernehmen und selbstredend dafür das Ausstellungs-konzept erarbeiten wird. Dabei sollte bewusst sein, dass im eigentlichen Museumsobergeschoss lediglich eine Ausstellungsfläche von nur 621 qm zur Verfügung steht sowie ein Vortragssaal mit etwa 100 qm. Seit 2007 erfolgen die Ausgrabungen auf dem Gelände, die die einmalige Chance bieten, den Zusammenhang von der bereits zugänglichen Pratoriums-Grabung mit den nun ebenfalls erschlossenen und ergrabenen Funden im südlich anschließenden Bereich zu präsentieren. [...] Dass es im Übrigen unterschiedliche Meinungen in der Beurteilung und Datierung des Ausgegrabenen gibt, ist für den geplanten Bau des Jüdischen Museums letztlich völlig ohne Belang und im Übrigen ein ganz normaler Vorgang, der sich bei Ausgrabungen ganz allgemein beobachten lässt. Allerdings ist in diesem Fall das Verhalten aller beteiligten Kollegen (Männer!) nicht sehr hilfreich und anscheinend für manche, die ohnehin hier kein jüdisches Museum haben wollen, ein Vorwand, alles in Frage zu stellen. Man sollte immer wissen, dass der Umgang mit Gift und Dolch bei den Altertumswissen-

schaftlern fachspezifisch sein kann. In jedem Fall wird nicht nur die zu besichtigende Ausgrabungszone einen besonderen Höhepunkt kölnischer Kulturangebote darstellen, sondern auch der darüber errichtete „Schutzbau“ von Wandel, Höfer, Lorch und Hirsch eine in Köln durchaus seltene architektonische Qualität bringen – und dies an einem Ort, der v.a. durch die RenaissanceLaube höchste Ansprüche stellt. In diesem neuen Bau kann im wahrsten Sinne des Wortes „Inter Iudeos“ die jüdische Geschichte und Kultur dargestellt werden und er wird zusätzlich die Chance bieten, dass Köln einen Ort hat, an dem es seine so beliebte und sprichwörtliche Toleranz mit Minderheiten diskutieren kann.

Mit Einverständnis der Autorin gekürzter Vortragstext.

Anmerkung der Redaktion:

Wie aus der Kölner Presse Anfang des Jahres 2021 (u.a. KStA v. 20.1.21) zu entnehmen war, verteuert sich der Museumsbau um eine mittlere zweistellige Millionensumme, sodass die vor Jahresfrist avisierten 95 Millionen nicht ausreichen werden. Die Verzögerung im Bau aus den verschiedensten Gründen - die Pandemie ist nur einer davon - lässt vermuten, dass mit einer Eröffnung wohl kaum vor 2025 (KStA v. 9.3.21) zu rechnen ist.

Die Anfänge der Partnerschaft zwischen Köln und Tel Aviv

Heribert Schüller, Monika Möller
(Stellv. Vorsitzender, Vorsitzende Städtepartnerschaft Köln-Tel Aviv-Yafo e.V.)

Wenn alljährlich Hunderttausende von Deutschen als Pauschal- oder Rucksacktouristen nach Israel reisen, um als Pilger die heiligen Stätten Jerusalems oder als Sporttaucher die Küstenregion von Eilat zu besuchen, kann man sich kaum noch vorstellen, dass im Jahre 1960 die Reise von rund 35 jungen Kölnerinnen und Kölnern nach Israel ein Politikum ersten Ranges war.



Im Schatten der Vergangenheit

15 Jahre nach der „Shoa“, der Judenvernichtung durch das Naziregime, waren die Beziehungen zwischen Israel und Deutschland alles andere als normal. Dass viele Menschen in Israel nach den Schrecken der Vergangenheit keinen Kontakt mit Deutschen und Deutschland wünschten, war und ist sicher für jeden verständlich.

Die Befürchtung, dass entgegen allen Beteuerungen deutscher Politiker der Antisemitismus in Deutschland fortlebe, fand in aller Welt und natürlich besonders in Israel neue Nahrung, als in der Weihnachtsnacht 1959 zwei junge Mitglieder der „Deutsche Reichspartei“ (Vorgängerin der NPD) das Mahnmahl der Gestapo-Opfer am Hansaring und die wenige Wochen zuvor wieder eingeweihte Kölner Synagoge mit Hakenkreuzen und judenfeindlichen Parolen beschmiereten. Der in einer Radioansprache erteilte Rat des Bundeskanzlers Konrad Adenauer, solchen Burschen eine gehörige Tracht Prügel zu verabreichen, dürfte zwar den Gefühlen vieler entsprochen haben, war aber wohl weniger dazu geeignet, die Hoffnung auf eine rechtsstaatliche Bewältigung des Problems zu wecken.

Der Zufall wollte es, dass ausgerechnet in dieser höchst angespannten Situation die ein Jahr zuvor gegründete „Kölnische Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ eine bereits vorher für den Jahreswechsel 1959/1960 geplante Mitgliederreise nach Israel veranstaltete, zu der sich auch der Kölner Schuldezernent Johannes Giesberts (1909-1981) angemeldet hatte. In Tel Aviv entschloss sich Giesberts spontan, Kontakt zu seinem dortigen Kollegen, dem Tel Aviver Schuldezernenten Dr. Shaul Levin aufzunehmen. Levin, der aus Deutschland stammte und nach zeitweiliger Inhaftierung durch die Nazis nach Palästina ausgewandert war, erklärte sich zu einem Treffen bereit. Wie Levin später schilderte, war man sich nach einiger Zeit darin einig, dass eine „Konfrontierung deutscher Jugendlicher mit der israelischen Realität“ insbesondere mit der jungen Generation Israels, das geeignetste Gegengift gegen antisemitische Einflüsse sei.

Der schwierige Weg von der Idee zur Tat

Von dem Entschluss zur Umsetzung war es indes ein schwieriger Weg. Während sich in Köln Rat und Verwaltung, allen voran Oberbürgermeister Theo Burauen und Oberstadtdirektor Max Adenauer schnell von Giesberts Plänen überzeugen ließen, eine Gruppe Kölner Schülerinnen und Schüler nach Israel zu schicken, hatte Levin deutliche Widerstände zu überwinden. Da im Tel Aviver Stadtrat zunächst erhebliche Bedenken bestanden, eine deutsche Gruppe offiziell zu empfangen, wurden die etwa 35 Kölner Jugendlichen, die am 3. August 1960 nach Israel abreisten, einer französischen Jugendgruppe „angehängt“. Erst ein Jahr später konnten die Kölner Schülerinnen und Schüler

als Gäste der Stadt Tel Aviv im dortigen Rathaus empfangen werden. Als die Knesset 1962 beschloss, auch weiterhin keine kulturellen Beziehungen zu Deutschland zu pflegen, wurden die Kölner Schülerreisen nach Tel Aviv ausdrücklich ausgenommen.

Die Kölner Presse, allen voran Stadt-Anzeiger und Rundschau, begleitete die Schülerfahrten mit reger Aufmerksamkeit. Nach ihrer Rückkehr wurden die Schülerinnen und Schüler über ihre Erlebnisse befragt; Erlebnisse, die nicht selten geprägt waren von Konfrontationen mit der Vergangenheit, so nach dem Besuch des Eichmann-Prozesses 1961 oder der Vorführung eines Films über KZ-Greuel in der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem. Das größte Interesse auch überregionaler Medien erlangte allerdings ein gottlob gut ausgegangener Zwischenfall im Jahre 1962. Beim Baden in der Oase Ein Gedi am Toten Meer wurde der Kölner Schüler Reinhard F. von einer Giftschlange gebissen. Dem israelischen Reiseleiter gelang es, fachkundig Erste Hilfe zu leisten und Hubschraubertransport des Kölners ins Krankenhaus zu veranlassen.

Neue Gefährdungen für Schülerfahrten

Gefährlicher als die Schlangen wurden den Kölner Israelfahrten erneute politische Irritationen, die sich um 1963 auftraten. Es stellte sich heraus, dass deutsche Wissenschaftler in Nassers Ägypten am Bau von Raketen mitarbeiteten, mit denen Israel vernichtet werden sollte, und es stellte sich zumindest die Frage, ob dies der Bundesregierung hatte verborgen bleiben können. Als auch noch ein in Niedersachsen einsitzender SS-Verbrecher an den offenbar fest zugeführten Augen der Behörden vorbei aus dem Gefängnis entweichen und nach Ägypten fliehen konnte, wo er als Judemörder „dankbar“ gefeiert wurde, erschien die Fortsetzung der Schülerfahrten ernstlich in Frage gestellt. Die Kölner Jugendlichen reagierten auf ihre Weise. In einer der frühesten Bürgerinitiativen der bundesdeutschen Geschichte sammelten sie Tausende von Unterschriften für eine Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Israel.

Die an die Bundesregierung gerichtete und dort zunächst auf klare Ablehnung gestoßene Resolution hatte schließlich einen unerwarteten „Erfolg“. Als Walter Ulbricht Ägypten besuchte und Nasser die DDR anerkannte, zog die Bundesregierung unter Kanzler Erhard ihren Botschafter aus Kairo ab und nahm zeitgleich diplomatische Beziehungen zu Israel auf. Als die Öffentlichkeit empört reagierte, weil dieser politisch-moralisch längst gebotene Schritt nur zur „Retourkutsche“ verkommen sei, zogen sich Erhard und sein Außenminister mit dem Hinweis aus der Affäre, sie hätten nur das getan, was von vielen Deutschen in einer von Kölner Schülern initiierten Unterschriftenaktion ohnehin gefordert worden sei!

Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Israel

Unter diesen Umständen verblüfft es wenig, dass Deutschlands erster Botschafter in Israel, Ralf Pauls, nicht von allen Israelis mit Begeisterung empfangen wurde. Als er nach Übergabe des Beglaubigungsschreibens die Residenz des Staatspräsidenten verließ, hagelte es Steine auf sein Auto.

Botschafter Pauls nahm sich auf Giesberts' Bitte eines bis dahin noch ungelösten Problems an. Auch noch 1966 gab es nur eine Reise von Kölner Schülerinnen und Schülern nach Tel Aviv, damals unter Leitung des jungen städtischen Rechtsrats Norbert Burger. Was fehlte war der Besuch israelischer Jugendlicher in Köln, der zu einem echten Jugendaustausch notwendig war, wie er damals bereits mit Städten wie Lille, Turin oder Tunis gepflegt wurde. Auf Pauls' Veranlassung wurde eine Kommission hochrangiger israelischer Persönlichkeiten unter Leitung von Dr. Shaul Levin gebildet, die Grundsätze für Reisen israelischer Jugendlicher erarbeiteten und eine erste Auswahl treffen sollte. Ehe jedoch ein Ergebnis erzielt wurde, überschlugen sich die Ereignisse. Im Frühjahr 1967 versuchten die arabischen Nachbarstaaten eine Blockade gegen Israel zu verhängen und rüsteten zum Angriff, um – so der damalige Palästinenserführer und ägyptische General Shukeiri – „die Juden ins Meer zu treiben“. Dem kam Israel am 5.6.1967 mit einem Präventivschlag zuvor. Damit begann der so genannte Sechs-Tage-Krieg, der in der ganzen Bundesrepublik zu Solidaritätsaktionen mit Israel führte.

Erstmals Tel Aviver Jugendliche zu Besuch in Köln

Die von der deutschen Bevölkerung gezeigte Solidarität mit Israel führte in der israelischen Öffentlichkeit zu einem plötzlichen Stimmungswandel gegenüber Deutschland. Nun war es für Levin kein Problem mehr, innerhalb weniger Tage eine Gruppe von 33 Schülerinnen und Schülern Tel Aviver Abschlussklassen für eine Reise nach Köln zusammen zu stellen und Bedenken ihrer Eltern gegen eine solche Fahrt zu zerstreuen.

Selten ist wohl einer Gruppe von 17- oder 18-Jährigen in Köln eine größere Aufmerksamkeit zu Teil geworden als dieser ersten Gruppe junger Israelis, die alle unmittelbar nach ihrer Heimkehr zum Militär einrücken sollten. Schon der Empfang auf Gleis 2 des Hauptbahnhofs geriet zu einem Blitzlichtgewitter. Die folgenden neun Tage waren mit einem mehr als dicht gedrängten Programm gefüllt. Personen und Institutionen des öffentlichen Lebens hatten sich im Vorfeld geradezu darum gerissen, die israelischen Schülerinnen und Schüler zu empfangen. So entbrannte zwischen den Oberbürgermeistern von Trier und Münster ein offener Streit, welche Stadt die Gäste am Wochenende beherbergen durfte; ein Streit, der schließlich zugunsten Münsters und eines fast unwirklich feierlichen Empfangs im Friedenssaal des dortigen Rathauses entschieden wurde.

Mit diesem Besuch der israelischen Schülerinnen und Schüler in Köln war der Durchbruch geschafft. Ab 1968 wurde der Jugendaustausch bis zum Jahre 2000 von der Stadt Köln in der Form durchgeführt, dass Kölner Schülerinnen und Schüler eine Tel Aviver Gastfamilie besuchten, deren Sohn oder Tochter sie beim Gegenbesuch aufnahmen.

Gründung des Städtepartnerschaftsvereins

Die zahlreichen Jugendbegegnungen wurden 1979 Grundlage einer offiziellen Städtepartnerschaft zwischen Köln und Tel Aviv, die in einem Festakt im Hansasaal des Kölner

Rathaus feierlich besiegelt wurde, auf Kölner Seite von Oberbürgermeister John van Nes Ziegler. Durch hohen persönlichen Einsatz unterstützt und gefördert wurde die Städtepartnerschaft in den folgenden zwei Jahrzehnten von dessen Nachfolger, Oberbürgermeister Norbert Burger. Unvergessen ist dabei vor allem Oberbürgermeister Burgers und Oberstadtdirektor Ruschmeiers Solidaritätsbesuch in der von irakischen Scud-Raketen bedrohten Partnerstadt während des Golfkrieges 1991.

Auf Burgers Initiative wird die Städtepartnerschaft, deren sichtbarster Ausdruck ein mit Kölner Hilfe gebauter Kindergarten für jüdische und arabische Kinder, dem „Cologne Day-Care Peace Center“ in Tel Avivs historischem Stadtteil Yafo ist, seit 1995 von einem sehr aktiven Partnerschaftsverein mit rund 80 Mitgliedern getragen.

Der Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Köln – Tel Aviv-Yafo, wie die offizielle Bezeichnung lautet, initiiert und begleitet inzwischen eine Reihe von Schulpartnerschaften zwischen Kölner Gymnasien und Tel Aviver High Schools. Darüber hinaus finden inzwischen regelmäßige Austausche von Fachkräften in der Jugend- und Sozialarbeit statt, sowie vielfältige Begegnungen kultureller Art, die der Verein fördert. Einmal jährlich wird auch eine Bürgerreise nach Israel angeboten, an der schon zahlreiche Kölner und Kölnerinnen teilgenommen haben.

Wenn all diesen Gruppen die gegenseitige Begegnung als etwas Normales erscheint, so ist dies ein Zeichen dafür, dass das Ziel erreicht ist, das sich die Initiatoren des Jugendaustauschs vor 60 Jahren gesetzt haben. Der selbstverständliche Besuch all dieser Israelbesucher in der Gedenkstätte Yad Vashem wird trotz aller Normalität zeigen, dass die Beziehung zwischen Deutschland und Israel für immer eine besondere sein wird.

Verzeichnis der Gastautoren

Dr. Helmut Fußbroich (*1935) studierte Kunstgeschichte, Archäologie und Pädagogik an den Universitäten Köln und Bonn - Von 1995 bis 2010 war er als fachkundiger Bürger Mitglied des Kulturausschusses des Rates der Stadt Köln. 2005 Verleihung des Rheinlandtalers. Seit 2000 ist er geschäftsführendes Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft zur Förderung eines Hauses und Museums der jüdischen Kultur in Köln.

Dr. Werner Jung (*1954) studierte Geschichte, Germanistik und Psychologie an der Universität zu Köln. Er ist seit 2002 Leiter des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln. Er ist Herausgeber der historischen Stadtführer Das moderne Köln und Das neuzeitliche Köln und Mitherausgeber diverser Stadtgeschichten.

Prof. Dr. Hiltrud Kier (*1937) studierte Kunstgeschichte mit den Nebenfächern Musikwissenschaft und Klassische Archäologie in Wien. Sie war von 1973 bis 1997 bei der Stadt Köln u.a. als Stadtkonservatorin und Generaldirektorin der Museen beschäftigt. Seit 1978 lehrt sie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn Kunstgeschichte,

seit 1988 als Honorarprofessorin. Ende 1990 übernahm sie die Generaldirektion der Museen der Stadt Köln sowie die Leitung der Kölner Bodendenkmalpflege. Sie war bis 1997 Leiterin des Wissenschaftlichen Forschungsreferats der Kölner Museen. Sie war Vorstandsmitglied des Fördervereins Romanische Kirchen Köln und erhielt 2013 den Rheinlandtaler.

Aaron Knapstein (*1971) studierte Judaistik und Politikwissenschaften. Er ist Mitglied sowohl in der orthodoxen jüdischen Gemeinde in der Roonstraße als auch in der jüdischen liberalen Gemeinde in Riehl. Seit 2014 ist er freier Mitarbeiter im NS-Dokumentationszentrum Köln, dessen Vorstand er lange angehörte, und macht dort Führungen rund ums jüdische Köln. Er ist Mitglied im Karnevalsverein Stadtgarde Colonia Ahoj e.V. (Sonnendeck) und erster Präsident der KKK (Kölsche Kippa Köpp).

Dr. Marcus Leifeld (*1968) studierte Neuere und Neueste Geschichte, Kunstgeschichte und Historische Hilfswissenschaften und Archivkunde an der Universität Bonn. Er arbeitete als Historiker für das Kölnische Stadtmuseum und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Traditions corps. Dr. Leifeld war Kurator der Ausstellung „Kölle Alaaf unterm Hakenkreuz. Karneval zwischen Unterhaltung und Propaganda“ (18. November 2011 bis 1. April 2012) im NS-Dokumentationszentrum Köln. Er promovierte er an der Universität Bonn über den Kölner Karneval in der Zeit des Nationalsozialismus.

Monika Möller (*1943) ist pensionierte Realschullehrerin für katholische Religion und Sozialwissenschaften. Sie ist Mitglied des Rates der Stadt Köln und dienstälteste Ratsfrau in der Kölner SPD-Fraktion. Monika Möller ist die frauenpolitische Sprecherin der SPD Köln und Beisitzerin der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen (ASF). Sie leitet seit Jahren den Städtepartnerschaftsverein Köln - Tel Aviv. In ihrem Stadtbezirk Porz hat Möller den religionsübergreifenden „Arbeitskreis der Kinder Abrahams“ gegründet, in dem sich Christen, Muslime, Juden und Aleviten treffen.

Dr. Joachim Oepen (*1963) studierte in Köln Geschichte, Historische Hilfswissenschaften, Latein und Philosophie. Er ist seit 1993 stellvertretender Archivleiter am Historischen Archiv des Erzbistums Köln. Er ist zudem Herausgeber der Zeitschrift „Geschichte in Köln“ und der zugehörigen Beihefte. Seit 2003 Lehrbeauftragter für Didaktik der Geschichte an der Universität zu Köln.

Heribert Schüller (*1949?) studierte Rechtswissenschaften und war seit 1979 Familienrichter am Bensberger Amtsgericht. Er war Schatzmeister beim „Geschichts- und Heimatverein Rechtsrheinisches Köln“ und ist stellvertretender Vorsitzender im Städtepartnerschaftsverein Köln - Tel Aviv.

Prof. Dr. Jürgen Wilhelm (*1949) studierte an der Universität zu Köln Rechtswissenschaften. Seit September 2012 ist Jürgen Wilhelm als niedergelassener Rechtsanwalt tätig. U.a. war er von 1989 bis 1999 Präsident der Freunde des Wingate-Instituts, Netanja, Israel. Er ist seit dem Jahr 2000 Vorsitzender der Kölnischen Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und war von 2004 bis 2018 Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland.

Schlusswort

Die Redaktion

Schließen wir unseren Beitrag zur 1700-Jahr-Feier voller Hoffnung für die kommenden Jahrzehnte mit einer Strophe aus dem Lied „Europa“ von Rolly Brings:

„Ov Jüdde, Roma, Sinti, ov söns en Minderheit:
Nie widder soll Europa üch aandun Ping un Leid.
Wä biestich schreit, dat singe Jott dä einzich wohre es,
läät e Düüvelsei en unser Ness,
weil ohne Toleranz för uns kein Zukunft es.“

Bildverzeichnis

- Seite 1: In: Judaica II. Köln. Stadtmuseum. Bearb. V. Liesel Franzheim. Köln 1990. S. 22 (Kat. Nr. 65)
- Seite 7: Wolfgang Rosen, Lars Wirthner, Quellen zur Geschichte in der Stadt Köln I, Köln 1999
- Seite 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 22, 26, 34, 52: Friedhelm Sarling
- Seite 19, 20: Hohe Domkirche Köln, Dombauhütte;
Foto: Matz und Schenk
- Seite 21: https://www.kalendresser.de/mobile/smartphone/images/tranchot1807_1808_judenbuechel.jpg
- Seite 23: <https://www.kalendresser.de/oostermannonline/titel/008.html>
- Seite 24: Bause, KStA vom 03.04.2018
- Seite 25: <https://www.geschichtswerkstatt-muelheim.de/themen/juedisches-leben/der-friedhof-der-provincial-synagogen-gemeinde-muelheim/> und <https://www.geschichtswerkstatt-muelheim.de/themen/juedisches-leben/geehrt-be-raubt-und-im-nationalsozialismus-ermordet/>
- Seite 27: <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a7/Oppenheim-Fenster-Kolner-Dom.jpg>
- Seite 28: https://industriemuseum.lvr.de/de/sammlung/sammlung_entdecken/unternehmen_ihre_produkte/werbeplakat_tietz/Werbeplakat_Warenhaus_Leonh_Tietz.html#
- Seite 29: <https://www.postautomation.de/freimaechung-mit-freistempel/tietz-warenhaus-einleitung/konzernaufbau-leonhard-tietz/>
- Seite 30: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/b/bd/Koln_Warenhaus_Tietz_1914.jpg
- Seite 30: <https://www.postautomation.de/freimaechung-mit-freistempel/tietz-warenhaus-einleitung/konzernaufbau-leonhard-tietz/>
- Seite 31: https://de.wikipedia.org/wiki/Villenkolonie_Koln-Marienburger#/media/Datei:Koln-Marienburger_Parkstra%e2%80%99_Nordseite.jpg
- Seite 39: Kölsche Kippa Köpp
- Seite 40: TuS MAKKABI
- Seite 43, 44, 45, 47: Sven Schütte, Marianne Gechter: Von der Ausgrabung zum Museum - Kölner Archäologie zwischen Rathaus und Praetorium. Ergebnisse und Materialien 2006-2012. 2012 im Auftrag der Stadt Köln
- Seite 48: Barak Brinker / Municipality Tel Aviv

Impressum

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln e.V. zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart, Geschäftsstelle Hansaring 10, 50670 Köln, 0163 / 6007308 – n.hilgers@hvak.de

Vorsitzender: Norbert Hilgers, Wuppertaler Straße 9, 51145 Köln (Porz-Eil).

Stellvert. Vorsitzender: Heinz Koll (kommissarisch), Münstereifeler Str. 64, 50937 Köln

Schriftführer: Karin Pistor-Rossmann, Ringstr. 14c, 50996 Köln

Schatzmeister: Joachim Schulz, Keplerstr. 43, 50823 Köln

Eingetragen im Vereinsregister Amtsgericht Köln, VR 4491, Steuernummer: 217/5956/2231
Verlag: Heimatverein Alt-Köln e.V.

Redaktion: Redaktionsgruppe *Krone un Flamme*, Leitung: Hans-Georg Tankiewicz. *Krone un Flamme* erscheint vierteljährlich ca. am 1.3.; 1.6.; 1.9. und 1.12. Endgültiger Redaktionsschluss ist einen Monat vor dem Erscheinen. **Textbeiträge müssen 2 Wochen vor Redaktionsschluss eingehen, (d.h. am 15. Jan., 15. April, 15. Juli und 15. Okt. vorliegen) Abdruck oder Kürzung der Beiträge bleibt der Redaktion vorbehalten.**

Gesamtherstellung: Büro für Foto & Kommunikation Judith Pappe, post@judithpappe.de

Konto des Heimatvereins: Sparkasse KölnBonn, IBAN: DE80 3705 0198 0002 6620 13
Internet: www.heimatverein-alt-koeln.de

Mundartliche Texte werden in der vom Verfasser vorgegebenen Schreibweise veröffentlicht. Auf Kölsch verfasste Texte sind immer auch Ausdruck einer individuellen, lebendigen Sprachverwendung. Nachdruck von Beiträgen nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.

Adresse des Heimatvereins:
Heimatverein Alt-Köln e.V.
Geschäftsstelle, Hansaring 10
50670 Köln

3
20²¹

3
20²¹

CHAI – 80
AUF DAS
LEBEN!

CHAI – 80
AUF DAS
LEBEN!

1700 JAHRE
JÜDISCHES LEBEN IN DEUTSCHLAND
2021

1700 JAHRE
JÜDISCHES LEBEN IN DEUTSCHLAND
2021

CHAI – 80
AUF DAS
LEBEN!

CHAI – 80
AUF DAS
LEBEN!

1700 JAHRE
JÜDISCHES LEBEN IN DEUTSCHLAND
2021

1700 JAHRE
JÜDISCHES LEBEN IN DEUTSCHLAND
2021

אלף ושבע מאות שנה
חיים יהודים בגרמניה

אלף ושבע מאות שנה
חיים יהודים בגרמניה